This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06824490 8

[illegible] in
the [illegible] of [illegible]
London [illegible]

Isaac [illegible] his
hand and [illegible]

Prix . . 1 : [illegible]

Kaufman

Betrachtung

über

den Menschen.

Von

Peter Kaufmann.

The proper study of mankind is man. Pope.

Philadelphia:

Gedruckt für den Verfaſſer von Conrad Zentler.

1823.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
364956A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Eastern District of Pennsylvania, to wit:

BE IT REMEMBERED, that on the twentieth day of November, in the forty-eighth year of the independence of the United States of America, A. D. 1823, PETER KAUFMANN, of the said district, hath deposited in this office the title of a book, the right whereof he claims as proprietor, in the words following, to wit:

Betrachtung über den Menschen. Von Peter Kaufmann.

The proper study of mankind is man. POPE.

In conformity to the act of the Congress of the United States, intituled, "An act for the encouragement of learning, by securing the copies of Maps, Charts and Books, to the Authors and Proprietors of such copies, during the times therein mentioned;"—And also to the act, entitled, "An act supplementary to an act, entitled, "An act for the encouragement of learning, by securing the copies of Maps, Charts and Books, to the Authors and Proprietors of such copies during the times therein mentioned," and extending the benefits thereof to the arts of designing, engraving and etching historical and other prints."

D. CALDWELL,
Clerk of the Eastern District of Pennsylvania.

Vorwort.

Der Zweck der gegenwärtigen Blätter, geneigter Leſer, iſt kein anderer, als "Verbreitung reinen, ſtillen Menſchenglückes, durch wahre Tugend und ächte Religioſität." Da "Recht zu thun, und furchtlos durch Gottes ſchöne Erdenwelt zu wandeln," ſtets eine meiner erſten Lebensregeln iſt, ſo nehme ich auch jetzt nicht den geringſten Anſtand, dieſe Erſtlinge meines Geiſtes, vor die Augen des Publikums zu legen, ohne mich an das Gekreiſche herzloſer, ſeynwollender Kritiker, im geringſten zu kehren.

Auch erwarte ich nicht, daß dieſe Schrift den Beifall aller ihrer Leſer erlange, indem die Verſchiedenheit in Bildung, Geſchmack, Denk- und Handlungsweiſe der Menſchen es unmöglich macht, "eine Sache allen Köpfen recht zu machen."

Doch dieſes würde ich auch nicht einmal wünſchen, und wenn nur der beſſerdenkende Theil meiner Leſer, mich mit ſeinem Beifall beehrt, ſo bin ich ſchon mehr als zufrieden. Da Unvollkommenheit eine Eigenſchaft alles Menſchlichen iſt, ſo zweifle ich nicht, daß auch dieſes Werk noch Verbeſſerungen zu leiden fähig iſt, obgleich ich ihm durch Fleiß und Anſtrengung, jenen Grad der Vollkommenheit zu geben ſuchte, den meine Fähigkeiten, Kenntniße und Hülfsmittel mir geſtatteten.

Mehr als dieſes wird der billig und vernünftig-denkende Mann von keinem Menſchen fordern. Sehr würde es mich freuen, wenn Männer, deren Kenntniße ſie fähig machen, ſchriftſtelleriſche Arbeiten gehörig und mit Gründlichkeit zu beurtheilen, mich von den Mängeln meiner Schrift belehrten, damit ich in den Stand geſetzt werde, dieſelben ſo viel als möglich zu verbeſſern.

Jedoch nehme ich nur da Belehrung an, wo ich, durch vernünftige und hinreichende Gründe, eines Beſſern überzeugt

werde.

werde. Es verſteht ſich aber natürlicher Weiſe ſchon ſelbſt, daß wie jedes, auch dieſes Werk, nicht in einzeln abgeriſſenen Bruchſtücken, ſondern in ſeinem ganzen Zuſammenhange, beurtheilt werden muß; denn ſonſt möchte manches, einſeitig und fehlerhaft darin erſcheinen, was nach dem Plane des Verfaſſers, nur auf dieſe und keine andere Weiſe dargeſtellt werden ſollte.

Es lag vorzüglich in meinem Plan, gewiſſe Gegenſtände und beſonders ſolche, von denen das Publikum ſchon durch eine Menge von Schriften, wo nicht Kenntniß beſitzt, doch dieſelbe leicht erlangen kann, ſo kurz und flüchtig zu berühren als die Deutlichkeit es erlaubte. Hingegen andere, minder bekannte Gegenſtände, ſo lange zu zergliedern, bis ihr weſentlicher Inhalt gehörig erſchöpft ſey.

Auch habe ich es mir zur beſtändigen Regel gemacht, keine Behauptung zu wagen, die, wenn auch nicht immer unumſtößliche Beweiſe, doch für ihre Wahrſcheinlichkeit ſtets die triftigſten Gründe auf ihrer Seite hätte.

Zu dieſem Behuf habe ich mich älterer und neuerer Werke bedient, die ich ſowohl hier als in Citationen anzuführen für überflüßig erachte, um das Werk nicht zu ſehr auszudehnen.

Da ſich unter meinen Leſern ein großer Theil befindet, der der deutſchen Sprache nicht ſo ganz mächtig, ſo habe ich mich um deſſentwillen aller fremden, dem gemeinen Manne unverſtändlicher Wörter entſchlagen, um das ganze Werk ſo deutlich und leichtverſtändlich zu machen, als die darin vorkommenden Materien es geſtatten. Wenn daher Jemand etwas darin finden ſollte, was er nicht verſtände, — ſo liegt es nicht an der Sprache oder Schreibart, ſondern an der Sache ſelbſt, die dann über ſeinen Faſſungskreis geht; und es wird alsdann die erſte Pflicht ſeyn, die ihm ſein eigenes Beſtes zuruft: " ſich näher mit dieſen ſo wichtigen Dingen bekannt zu machen!" —

Der Verfaſſer.

Bucks County, den 1ſten October, 1823.

Einleitung.

Einſt, bei der Nacht, trat zu Jeſu dem Göttlichweiſen, Nicodemus, ein Schriftgelehrter der Juden, um Wahrheit zu lernen vom göttlichen Meiſter. "Wir wiſſen," redete er ihn an, "daß du, Meiſter, uns von Gott als Lehrer geſandt wurdeſt, denn niemand kann die Zeichen thun, die du thuſt, es ſey denn Gott mit ihm." Jeſus antwortete ihm und ſprach: "Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir: Es ſey denn, daß jemand von neuem geboren werde, ſo kann er das Reich Gottes nicht ſehen." Der Schriftgelehrte verwunderte ſich der Rede, denn er verſtand den hohen Sinn der Bilder nicht, deren ſich Chriſtus bediente, er antwortete deshalb Jeſu: "Wie kann ein Menſch geboren werden, wenn er alt iſt? Kann er auch wiederum in ſeiner Mutter Leib gehen, und geboren werden?" Jeſus antwortete und ſprach: "Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir,

es ſey denn, daß jemand geboren werde aus d
Waſſer und Geiſte, ſo kann er nicht in das Re
Gottes kommen. Was vom Fleiſch geboren wi
das iſt Fleiſch, und was vom Geiſte geboren wi
das iſt Geiſt." Joh. 3, 1—6. So ſchwer
auch übrigens ſeyn mögte, alle die kräftigen u
hohen Bilder, deren ſich Jeſu bei dieſer Unter
dung bediente, gehörig zu deuten, ſo leicht iſt
uns doch den klaren Sinn und Hauptinhalt dav
zu faſſen. Der Sinn davon iſt dieſer: „Oh
die Ueberwindung der ſinnlichen Gelüſte und L
denſchaften, und Erhebung zu tugendhaftem Si
und reinem Gemüthe, kann kein Menſch, we
zeitlich noch ewig, wahrhaft glücklich ſeyn. D
bloße Geburt des Menſchen, er ſtamme von ein
Volke von welchem er wolle, gibt ihm dazu we
Recht noch Hoffnung, ſondern die Bildung ſei
Geiſtes durch Lehre und Unterricht."

Es iſt überhaupt gar nichts ſeltenes in unſ
Tagen, Menſchen zu finden, die die Kühnheit h
ben ſich Chriſten zu nennen, ohne auch nur d
Sinn des göttlichen Lehrers im geringſten zu k
nen. In dumpfer Gleichgültigkeit wandeln
durch Gottes ſchöne Natur, gleich dem Thie
ohne ſich im geringſten um die Hand zu bekümme
die ſie aus Nichts zur Unſterblichkeit hervorri
Sie kennen keine andere Sorgen und Freud
als die, welche ſie mit dem Thier gemein hab
Gaumenkitzel und Reichthum, Ehre und Anſeh
Macht und müßige Tage ſind ihr höchſtes Zi

We

Wenn man über die Beſtimmung ihres unſterb-
chen Geiſtes, von Religion, Gott und Ewigkeit
iit ihnen ſprechen will, ſo bekommen ſie gleich lange
Weile und fangen an zu gähnen; erzählt man ihnen
ber, wie und auf welche Weiſe viel Geld zu
rwerben ſey: ſo werden ſie mit der größten Auf-
erkſamkeit und Anſtrengung zuhören, auch wenn
s Tagelang dauerte. Dieſes iſt der Geiſt vieler
nſerer heutigen Namchriſten; — aber nicht der, den
ns Jeſus lehrte; — nicht der, den die Apoſtel ver-
ündigten und die erſten Chriſten ausübten. Es
ſt alſo auch nicht der Geiſt, der uns glücklich für
Zeit und Ewigkeit machen könnte. Wohl aber iſt
s der, wovon unſer Heiland, Luc. 16, 13. ſpricht:
„Ihr könnt nicht Gott ſammt dem Mammon
ienen!"

Dieſer Mammons- oder Weltgeiſt war auch
u Chriſti Zeiten, wie jetzt, faſt allgemein herrſchend,
nd verdrängte alles Streben nach dem Guten aus
er Menſchen Bruſt. Jeſus erſchien um das ver-
unkene Menſchengeſchlecht wieder zu Gott, zur Tu-
end zurückzuführen. Mächtig, wie der rollende
Donner, ſchlugen ſeine Kraftworte an die eherne
Bruſt des verſtockten Sünders an; und wie der
Blitzſtrahl durchzückte die ſiegende Gewalt und
Wahrheit ſeiner Rede die Geiſter, und fachte das
Streben nach dem Ewigen, Unvergänglichen und
Höhern in ihnen wieder an.

Zum Unterſchiede von dem gemeinen Mammons-
eiche, nannte Jeſus das Seinige: Reich Got-

tes. Das Reich des Mammons beſteht ganz allein im Genuß dieſer Welt Güter. Es kennt kein höheres Glück, als das, was dieſe Erde gibt. Das Reich Gottes und Jeſu aber, beſteht in der Erhebung des Geiſtes zum Vater der Geiſter, und in der Geringſchätzung aller irdiſchen Güter. Es kennt kein höheres Glück, als das, was aus der Verähnlichung mit Gott entſpringt. Es iſt alſo klar, daß zwiſchen dieſen zwei Reichen, ganz und gar keine Aehnlichkeit noch Gemeinſchaft ſtatt finden kann, indem das Eine verabſcheut was das Andere liebt. Wir werden daher im Jeſusreiche keinen Mammonsknecht, und im Mammonsreiche keinen Jeſusjünger finden. Jedoch geſchieht es nicht ſelten, daß der Mammonsdiener ſich in ſeiner Verblendung für einen Chriſten hält. Jedoch vergeblich ſucht er ſich zu täuſchen, denn Chriſti Worte und ſein eigenes Gewiſſen rufen ihm zu, daß nur der wahre Nachfolger Jeſu ſich Chriſt nennen dürfe; denn nur er iſt gewaſchen von dem Schmutz des Mammons, durch das Waſſer ſeines gottähnlichen, menſchenliebenden Gemüthes; nur ſein Geiſt iſt wiedergeboren durch den heiligen Geiſt chriſtlicher Tugend und Selbſtüberwindung.

Wenn es alſo unmöglich iſt, daß der Menſch ohne dieſe geiſtige Wiedergeburt zur Tugend, ohne dieſes Abwaſchen von den ſchmutzigen Laſtern des Weltgeiſtes, zum Jeſus- oder Gottesreiche gelangen kann: warum finden wir aber, daß die wenigſten

ſten Menſchen, die ſich Chriſten nennen, auf dieſe Weiſe wiedergeboren ſind?

Darum: weil ſie keinen wahren überzeugenden Glauben an Jeſu Lehre, an Gott und ſeine vergeltende Ewigkeit haben — weil ſie nicht Gott und ihren Nebenmenſchen, ſondern nur ſich ſelber lieben — weil ſie es leichter finden, wie niedrige Thiere im Staube zu wühlen, als ihren verwahrloſten Geiſt zu ewigen und himmliſchen Dingen zu erheben — weil ſie endlich ſich in allen ſinnlichen Gelüſten ihrer thieriſchen Natur herumwälzen zu können glauben, und doch durch Chriſti Verdienſt, und bloßes Herr, Herr, ſagen, in Gottes Reich zu kommen hoffen! Aber, Betrogene, ihr irrt euch ſehr; wohl iſt Chriſtus für alle Menſchen geſtorben; aber denen nur kömmt ſein Blut zu Gute, die auf ſeinen Wegen wandeln — denen nur, die, wie er, das Irdiſche, Weltliche und Vergängliche gering ſchätzen, und mit ganzer Seele nach dem Ewigen, Unvergänglichen und Göttlichen trachten. Nicht Kirchengehen, nicht phariſäiſche Gebete und Almoſen, nicht Taufe und Abendmahl verhelfen euch zum Reiche Gottes — Nein, Verblendete! "Nur ein reines Herz kann Gott ſchauen!" Matth. 5, 8. Täuſchet euch nicht ſelbſt; ſo lange ihr noch am Irdiſchen klebt, ſo lange ihr euern Geiſt noch nicht befreyt habt von Sünden und Laſtern, ſo lange habt ihr noch keinen Theil am Reiche Gottes, keinen Theil an Chriſti Lehre, ſo lange ſind alle eure Werke vergeblich, alle eure Gebete fruchtlos.

Denn, „wir wiſſen aber, daß Gott die Sünde nicht höret; ſondern ſo jemand gottesfürchtig iſt und thut ſeinen Willen, den höret er.“ Joh. 9, 31 „Denn gleichwie der Leib ohne Geiſt todt iſt, alſo iſt auch der Glaube ohne Werke todt.“ Jac. 2, 26 „Nur Chriſtus,“ d. h. ſein heiliger Sinn, ſein Tugend, „iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch ihn.“ Joh. 14, 6.

Was iſt aber die erſte und Hauptquelle der Sittenverderbniß unſerer Tage? Was iſt die Urſache, daß ein großer Theil Menſchen (ja der größte) auf der Erde lebt, gleich als gäbe es keine Vergeltung jenſeits des Grabes — keinen ausgleichenden Richter über den Sternen?

Die Hauptquelle der allgemeinen Ruchloſigkeit, des unverantwortlichſten Leichtſinnes, liegt unſtreitig in der verkehrten Erziehung unſerer Kinder; denn, von der einen Seite ſehen ſie nicht ſelten das ſchlechte Beiſpiel ihrer Eltern oder Umgebenen, und von der andern Seite werden ſie durch unzweckmäßigen Unterricht verdorben. Der Unterricht den die Kinder unſerer Reichen bekommen, iſt hauptſächlich dazu berechnet, kluge und gewandte Weltleute aus ihnen zu bilden: allein das Herz für die Hoheit chriſtlicher Tugenden empfänglich zu machen, wird vergeſſen. Man ſucht ihnen Kenntniß beizubringen, womit ſie unter ihres Gleichen ſcheinen und glänzen können, und dadurch fähig werden Anſehen, Vermögen und Ehrenſtellen zu erlangen.

Mo

Man vergiſst nicht, ſie zur Erlangung dieſer Dinge anzufeuern, als beſtehe das höchſte Glück in deren Beſitz — aber man vergiſst gänzlich, ſie mit den unvergänglichen Schätzen eines reinen Herzens, eines tugendhaften gottgefälligen Wandels und chriſtlichen Gemüthes bekannt zu machen.

Man lehrt ſie höflich, fein und artig ſich gegen ſogenannte Leute von Stande zu benehmen, äuſſerlich ehrbar aufführen, und allen böſen Schein vor der Welt zu vermeiden, damit der gute Name nicht verloren gehe. Dabei gibt man ihnen aber durch Wort und Beiſpiel zu verſtehen, daſs man es mit dieſen Dingen nicht ſo genau zu nehmen brauche, und wenn man nur kein öffentliches Aergerniſs vor den Leuten gebe, ſo dürfe man ſich, auf Koſten der menſchlichen Schwachheit, ſchon heimlich etwas zu Gute thun. Der Glaube an den allgegenwärtigen Richter, der auch ins Verborgene ſieht, wird hier gar nicht berückſichtigt. Ueberhaupt, wenn die Bildung eines ſolchen Modemenſchen ganz vollendet iſt, und es iſt noch ein Funken von Religion bei ihm übrig geblieben, (bekanntlich iſt es jetzt Mode keine zu haben,) ſo iſt derſelbe ſo zugeſtutzt, daſs er ganz gemächlich zu den übrigen Grundſätzen paſst. Auch iſt es bei dieſer Menſchenklaſſe Gebrauch, die Dinge mit ganz andern Namen zu nennen, als ſie in der übrigen Welt genannt werden. So wird, z. B. der Wollüſtling, ein Menſch der zu leben weiſs; der Ehebrecher, ein Mann von Welt; der Religionsſpötter, ein

wiʒiger Kopf; der Betrüger, ein kluger Mann, und der ſtolze Egoiſt, ein Mann von Charakter genannt. Die reine Engelsſeele eines unerfahrnen Mädchens, mit teufliſcher Hinterliſt und meineidigen Schwüren, um das Kleinod ihrer Unſchuld zu betrügen; — Weiber ihren Gatten untreu zu machen, und ihre Herzen mit dem Gifte der Wolluſt zu beſudeln, belegen ſie mit den artigen Namen Galanterie, Lebensart. Der Glaube an Gott und Ewigkeit, an Offenbarung und Chriſtenthum, ſind ihnen Kinderthorheiten, Ammenmärchen und Aberglaube. Kurz, unter dieſer Klaſſe von Menſchen finden wir die größten Laſter, den verdorbenſten Sinn, gepaart mit der größten Heucheley, die unter dem Deckmantel äuſſerlicher Ehrbarkeit, die ſchändlichſten Ausſchweifungen und Laſter verbirgt. Aber, haben endlich dieſe Armſeligen, die in verblendetem Wahne einen vergeltenden Gott aus dem Weltall hinwegzuläugnen ſich erkühnten, die ſchwache Kraft ihres Geiſtes und Körpers ſo lange vergeudet, bis ſie den **Fluch der Natur** in allen Adern und Gliedern empfinden, ſo wollen ſie auf einmal ſich bekehren, wenn ſie finden, daß ſie zum Sündigen keine Kräfte mehr haben. Nun wollen ſie, durch äuſſere Frömmeley, Gottes Barmherzigkeit erſtürmen, und tröſten ſich mit dem Gedanken einer allgemeinen Erlöſung. Aber irrt euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! Er iſt freilich allbarmherzig, aber er iſt auch gerecht. Er mißt jedem Menſchen mit dem Maaße, womit der Menſch

ſeinen Nebenmenſchen gemeſſen hat. Er gab dem Menſchen den freien Willen; Er gab jedem Weſen der Natur ſeine Geſetze. Das Schickſal, was der Menſch ſich durch ſeinen freien Willen bereitet, wird ihm werden, und davon rettet ihn weder Gottes Liebe noch Barmherzigkeit!

Nur das iſt gut, was durch einen freien guten Willen gethan wird, darum mußte Gott den Menſchen frei ſchaffen, denn ohne Freiheit iſt keine Tugend, keine Aehnlichkeit mit Gott möglich. Würde Gott den Menſchen ohne Tugend ſelig machen, ſo müßte er gegen die Geſetze ſeines Weſens handeln, er wäre mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, und wäre folglich kein vollkommner Gott. Es iſt alſo ohne Tugend keine Seligkeit möglich, denn Tugend iſt Vervollkommnung, Veredlung des Geiſtes. Gott iſt der vollkommenſte Geiſt, deshalb iſt er auch der ſeligſte. Je tugendhafter, je vollkommner ein erſchaffener Geiſt iſt, deſto ähnlicher, deſto näher und inniger iſt er mit ſeinem Schöpfer verbunden, deſto glücklicher und ſeliger iſt folglich ſein Bewußtſeyn. Je laſterhafter ein Geiſt, deſto unähnlicher und ferner von Gott, deſto trauriger ſein Gefühl. Aehnlichkeit mit Gott, bringt alſo in dem Geiſte das Gefühl des Himmels; und Unähnlichkeit, das der Hölle hervor.

Gleichwie es in der Kette der Weſen keine Lücke gibt, ſondern vom unterſten Gliede bis zum höchſten ununterbrochen fortſteigt: eben ſo gibt es auch in der Stufenleiter der Geiſter keinen Sprung,

ſondern es iſt ein beſtändiges Aufſteigen von einer Sproſſe zur andern.

Die Stufe, zu welcher ſich der menſchliche Geiſt hier auf Erden ſchwingt, im Guten oder Böſen, wird ſein Loos jenſeits des Grabes beſtimmen; denn die Geſetze, die Gott ſeinem Weltall und allen darin befindlichen Weſen vorſchrieb, ſind ewig wie die Gottheit. Der menſchliche Geiſt wurde von ſeinem Schöpfer zu einem ewigen Wirken ins Daſeyn gerufen. In dieſem Wirken ſoll er ſich auf ſeinen Bahnen beſtändig der Gottheit zu nähern ſuchen, durch Willensreinheit und Selbſtveredlung. Die Seligkeit die der Menſch hier auf Erden empfindet, iſt der Maasſtab für jene die er nach dieſem Leben zu erwarten hat. Dieſes lehrt uns auch Chriſtus in dem Gebete was er uns hinterließ: " Dein Reich (Vater in den Himmeln, ſpricht er) komme zu uns!" Und wenn dieſes Reich der Gottes- und Menſchenliebe, dieſes Reich gottähnlicher Tugend nicht auf Erden in unſer Herz gekommen iſt, ſo hoffen wir vergebens durch Gottes Barmherzigkeit oder Chriſti Blut, in jenem Leben in daſſelbe einzugehen!

Die Quelle der Rohheit und Verwilderung der ärmern Volksklaſſe, liegt ebenfalls in der Erziehung, doch mit dem Unterſchied, daß es nicht ſo ſehr ihre eigene Schuld iſt, wie bei den Reichen. Die Reichen beſitzen die Mittel ihre Kinder in allem gehörig unterrichten zu laſſen, und ihr Herz zur Tugend und ihren Verſtand zur Wahrheit zu führen.

ten. Der ärmern Klaſſe, und beſonders auf dem Lande, hingegen fehlt es nicht nur oft an den nöthigſten Mitteln, ſondern noch öfter an der erforderlichen Gelegenheit, aus Mangel an guten Lehrern, ihre Kinder unterrichten zu laſſen. Hier gibt es " eine große Erndte, aber der Schnitter ſind wenig." Hier, Menſchenfreund, den die Vorſehung mit zeitlichem Wohlſtande und Mitteln ſegnete, hier trage dein Scherflein zur Errichtung neuer, und Verbeſſerung der vorhandenen Schulen bei! Dieſes Scherflein wird dir Blüthen tragen, deren Wohlgerüche dich noch jenſeits des Grabes erquicken werden, und dein Name wird noch von den kommenden Geſchlechtern geſegnet werden! In einem Lande, wo die Regierung ſo wenig zur Veredlung des Volkes thut, da müſſen menſchenfreundliche und weiſe Menſchen das Schickſal ihrer ärmern Brüder zu mildern, und ihren Geiſt zu veredlen ſuchen: Und dieſer Edlen, dieſer Guten hat es hier in unſerm Lande, Gott ſey Dank, nicht wenige gegeben, dies bezeugen uns die zahlreichen Inſtitute, die ſie hin und wieder errichtet haben; Heil den Edlen die ſie ſtifteten!

Aber ſo groß auch die Zahl unſerer Schulen iſt, ſo iſt die Zahl derſelben doch keineswegs mit dem Bedürfniß derſelben in gleichem Verhältniß. Vorzüglich aber fehlt es uns noch ganz an einer Anſtalt um Schullehrer zu bilden; denn es iſt, leider, nur zu bekannt, daß viele, beſonders die meiſten unſerer jetzigen auf dem Lande, bei weitem nicht die Fä-

higkeiten

higkeiten beſitzen, die zu dieſem geringſchei nenden, aber äuſſerſt wichtigen Geſchäft erfordert werden. Denn, wenn die junge Pflanz nicht gehörige Wartung und Pflege erhält, ſo iſ ſie für ihr ganzes Leben verdorben. Eben ſo iſt e mit dem Menſchen, denn in der Jugend nur iſt ſei Herz und Verſtand für alles Gute und Wahr empfänglich, und die Eindrücke die er hier erhält, begleiten ihn durch ſein ganzes Leben.

Deshalb, iſt, liebe Eltern, euch das Wohl un die Seligkeit eurer Kinder lieb? ſo laſſet ihnen in Chriſtenthum und allem Nöthigen, ſattſamen Unter richt geben, aber hütet euch zugleich, daß ihr durc eigenes böſes Beiſpiel nicht dasjenige wieder ver derbet, was ſie Gutes in der Schule oder Kirch lernten! Glaubet nur nicht, daß ihr das Eure ge than habt, wenn ihr euern Kindern Nahrung un Kleidung giebt — o nein! auch euerm Viehe laſſe ihr ja dieſes Vorrecht angedeihen, und ſchützt e gegen Hunger und üble Witterung. Nein, eur Kinder ſind euch anvertraut als unſterbliche Gei ſter, vom ewigen Urgeiſt, und eure Pflicht iſt es dieſen unerfahrnen Geiſtern, durch Lehre und Un terricht, durch Wort und Beiſpiel die Bahn z zeigen, auf der ſie ſich dem ewigen Vate der Geiſter nähern ſollen!

Betrachtung

über

den Menſchen.

Cap. I.

Der Menſch in phyſiſcher Hinſicht.

§. 1.

Es iſt eine der auffallendſten aber auch der gewöhnlichſten Erſcheinungen, daß der Menſch, von allen Dingen, ſich ſelbſt am wenigſten kennt. Er mögte gerne die Urſach und Wirkung alles andern ergründen, aber ſelten nur wirft er einen Blick auf ſein eigenes Weſen, um ſich davon mehrere und beſſere Begriffe zu verſchaffen. Von dieſer verkehrten Richtung ſchreibt ſich der größte Theil des Uebels her, worunter unſer Geſchlecht ſeufzt; denn wie iſt es möglich daß ich glücklich ſeyn kann, wenn ich mich ſelbſt nicht kenne, und folglich nicht weiß worin mein Glück beſteht, oder wie und auf welche Weiſe ich es erreichen ſoll?

So nothwendig indeſſen dem Menſchen Selbſtkenntniß iſt, ſo wenig bekümmert ſich ül haupt der große Haufe darum, und wird desh auch von jedem äuſſerlichen Stoß, wie ein ſchr ches Schilf am Ufer vom kleinſten Windſtoß, und her getrieben. Nicht ſo aber der Chriſt, Weiſe, der das hohe Vorrecht ſeines vernunft gabten Geiſtes erkennt. Er fühlt, daß er e doppelte Natur beſitzt, daß jede von dieſen Na ren nach eigenen Geſetzen wirkt, und daß ihm ſ zeitliches und ewiges Glück vom Vater des A anvertraut wurde. Er weiß, daß jede That i Menſchen ihre nothwendige und unausbleibli Folgen hat, daß die Folgen des Laſters und Thorheit bitter und ſchmerzhaft, die Folgen Tugend und Weisheit hingegen ſüß und glückend ſind.

Thorheit, Laſter und Unwiſſenheit verderl Körper und Seele; Weisheit, Tugend und W ſenſchaft hingegen erhalten und ſtärken den Körp und gewähren dem menſchlichen Geiſte das höch Glück. Will der Menſch ſich ſelbſt kennen lern ſo muß er ſich zuerſt mit dem künſtlichen Bau ſ nes Körpers und alle dem bekannt machen, w denſelben erhalten oder zerſtören kann. Hat dieſe Kenntniß erlangt, ſo muß er ſich auch mit i Natur ſeines Geiſtes, mit deſſen Kräften, N gungen und Leidenſchaften, durch genaue Aufme ſamkeit über die Aeuſſerung ſeiner Gefühle i jeder Gelegenheit, vertraut zu machen ſuchen. E

alsda

ınn kann er hoffen, mit Glück ſeine Sinnlich-
›ekämpfen und einſchränken zu können, wenn er
diese Weiſe ſich ſelbſt erkannt hat. Dieſe
›ſterkenntniß ward bei den Weiſen der Vorzeit
ıch geachtet, daß der Wahlſpruch einer der be-
nnteſten Schulen des Alterthums war: „Er-
ne dich ſelbſt!"

§. 2.

Wunderbar iſt der Bau des Menſchen. Mit
Körper gränzt er an das Thier, mit der
le iſt er höhern Geiſtern verwandt. Allein
Körper ſchon ſelbſt übertrifft alle Thiere an
önheit und Vollkommenheit, und unzählbar
die Theile, aus welchen er ſo kunſtreich zuſam-
ıeſetzt iſt; bloß das Gerippe deſſelben enthält
hundert neun und funfzig von einander ver-
ıene Knochen. Beſonders merkwürdig dabei
.eſes: daß die meiſten dieſer Knochen doppelt
anden ſind; nur diejenigen, welche ſich in der
e des Gerippes befinden, ſind einfach. So
ılt es ſich auch mit den andern Theilen die mit
ı Knochen verbunden ſind; denn wenn man das
ppe vom Scheitel bis zur Ferſe theilte, ſo wür-
ı in zwei ganz ähnliche Hälften zerfallen, zwei
de, zwei Füße, zwei Ohren, zwei Augen, u. ſ. w.
menſchliche Leib iſt demnach ein zuſammenge-
s Doppelbild; und der Verluſt eines Theils,
. des Auges, wird durch das Andere zum
il erſetzt. Und, wunderbar, ungeachtet dieſer

faſt

faſt durchgängigen Doppelheit, empfindet
Menſch alles doch nur einfach. Er ſieht, er h
er fühlt nicht zweifach. Dicht um die Kno
ſchmiegt ſich die Beinhaut, ein zartes Gew
das aus dem feinſten Blut und Waſſergefä
beſteht, und dazu beſtimmt iſt, das Wachstl
der Knochen zu erhalten, die urſprünglich nur Kn
pel ſind. Im zwanzigſten Lebensjahre ſind ſie
vollkommen; doch fangen ſie ſchon mit dem funf
ſten an leichter und gebrechlicher zu werden.

§. 3.

Bänder, faſerig und biegſam, Sehnen
nannt, umfaſſen und durchſchlingen die
chern Theile des Körpers, und halten ſie mit
Knochen verbunden; mehrere ſolcher Sehnen
Eins und in gewiſſer Geſtalt vereint, heiſſen M
keln; dieſe ſind ſehr reizbar, und dienen dazu,
wegungen im Körper zu veranlaſſen. Alles Fle
iſt ein Geflecht von Sehnen, Muskeln, Häu
und Adern. Durch die Adern ſtrömt beſtän
das Blut vom Herzen durch alle Theile des K
pers, und von da wieder zum Herzen zurück. D
Bewegung heißt Circulation (Kreislauf)
Bluts. Jeder, auch der kleinſte Theil, hat ſ
eigene Verrichtungen, und iſt mit dem Ganzen
nig verbunden. Die Geſchäfte des Körpers ge
unaufhörlich fort, ohne daß der Menſch es ſe
weiß oder will. Im Magen werden die genoſſe
Speiſen auf die erſtaunlichſte und unbegreiflic

Weiſe aufgelößt und geſchieden, worauf dann das Taugliche durch viele Verwandlungen ins Blut übergeht, und das Untaugliche durch die Reinigungscanäle wieder abgeſetzt wird. Nicht nur die Speiſen welche wir genießen, ſondern auch die Luft ſelbſt dient zu unſerer Nahrung. Wir athmen ſie ein, und erfüllen damit die Lunge, welche den unbrauchbaren Theil derſelben wieder zurückſtößt. Daher rührt es, wenn Menſchen beſtändig an Orten eingeſperrt leben, wo keine friſche zukommt, daß ſie krank werden; weil die einmal eingeathmete Luft keinen Nahrungsſtoff mehr enthält. Sogar die Schweißlöcher (Pores) an der menſchlichen Haut, die ſo klein ſind, daß wir ſie nur durch Hülfe der Vergrößerungsgläſer ſehen können, auch dieſe ſchluken Luft ein. Durch eben dieſe Schweißlöcher dünſtet ein großer Theil des menſchlichen Körpers beſtändig aus, welcher durch die Speiſen wieder erſetzt wird. Was aber, und wie die Luft Nahrungstheile gibt, hat noch kein Sterblicher ergründet.

§. 4.

Gleich wichtig und geheimnißvoll iſt das Geſchäft der Nerven, die durch den ganzen Leib verwebt ſind, und die, ohne Zweifel, die erſten Hülfsmittel der Seele ſind, um ihren Körper zu lenken und regieren. Durch ſie iſt die Seele gleichſam in ihrer irdiſchen Wohnung allgegenwärtig. Durch ſie empfindet ſie erſt was auſſer ihr vorgeht. Dieſe Nerven ſind weiche, äuſſerſt zarte, zuweilen kaum

ſichtbare Faden; jeder einzelne Nerv beſteht aber aus zwei beiſammen liegenden Fäden. Sie breiten ſich durch den ganzen Körper aus; von der äuſſerſten Oberfläche deſſelben dringen ſie bis ins Gehirn. So hat man dreißig paar Rückgradsnerven und zwölf paar Hirnnerven gezählt. Wie die Seele durch dieſe Nerven ihren Willen im ganzen Körper verbreitet, und empfindet: ſo wirkt auch der Körper, und alles was denſelben nahe und fern umgibt, durch ſie auf die Seele. Eben durch ſie pflanzt ſich der äuſſere Schmerz bis zum Geiſte fort, und wird zur Vorſtellung in ihm. Doch bleibt es uns ſtets unbegreiflich, wie Körper und Geiſt wechſelſeitig auf einander wirken.

Gleichwie nun die Nerven vorhanden ſind, als die erſten und unmittelbarſten, und edelſten Werkzeuge der Seele: ſo iſt der ganze menſchliche Körper, mit allen ſeinen Säften, Blutgefäßen, Sehnen und Muskeln, nur vorhanden zur Ernährung, Unterhaltung und Beſchützung der Nerven. Hingegen ſind Pflanzen, Thiere, Waſſer, Luft, ꝛc. nur vorhanden zur Ernährung und Erhaltung des Körpers. Und ſo ſteht die Seele mit dem ganzen Weltall in einer wunderbaren, geheimen Verbindung. So iſt ihre Wirkſamkeit nur durch die Wirkſamkeit des geſammten Weltalls möglich, und mithin muß ſie wieder, zur Erhaltung des großen Ganzen, thätig ſeyn. Zum Behuf dieſer Thätigkeit, tragen die ſogenannten fünf Sinne des Menſchen (Gefühl, Geſchmack, Geruch, Geſicht und Gehör)

nicht

icht wenig bei. Von allen dieſen äuſſern Sinnen, t keiner im ganzen Körper ſo ausgebreitet, wie der Sinn des Gefühls. Die Werkzeuge deſſelben nd die überall unter unſerer Haut verbreiteten Ner⸗ en⸗Enden. Die leiſeſte Berührung derſelben regt einen Reiz, und in eben demſelben Augen⸗ lick eine Vorſtellung im Gemüth. Obgleich aber as Gefühl über den ganzen Leib verbreitet iſt, ſo ſt es doch in den Fingerſpitzen am feinſten. Dieſe nd bei uns gleichſam das, was bei vielen Thie⸗ en die empfindlichſten Fühlhörner ſind. In ihnen reiten ſich die Nervenſpitzen in kleinen Körnern oder Wärzchen aus, ſo daß jeder äuſſere Eindruck auf e viel lebhafter und deutlicher wirkt. Die Zart⸗ eit des Gefühls kann ſo weit durch Uebung ver⸗ ollkommnet werden, (wie man von Blindgebor⸗ en weiß,) daß ſie durch Betaſtung ſelbſt die Ver⸗ chiedenartigkeit der Farben erkannten, wovon ſie och durchaus keine Vorſtellung haben.

§. 5.

Auch iſt es der Gefühlsſinn, welcher am mei⸗ ten über alle Geſchöpfe ausgebreitet iſt, die Leben haben. Vielen fehlt Geſicht, Gehör, Geruch, ber nur wenigen das Gefühl. Was gefühllos ſt, hat weniger Leben und willkührliche Bewegung. Die Auſter, welche kaum empfindet, bewegt ſich aſt gar nicht. Der Vogel, deſſen Empfindſam⸗ eit ungemein lebhaft iſt, lebt beinahe in beſtän⸗ iger Bewegung. Selbſt einige Pflanzen ſcheinen

etwas

etwas Gefühl zu haben; indem ſie ſich bei
letzungen zuſammenziehen, am Tage öffnen,
ihr Laub dem Lichte zuwenden. Das Gefü
der Verkündiger des Lebens, und iſt ſelbſt in
nern des Körpers überall verbreitet, ſo we
Nerven ſich zerſtreuen. Hunger und Durſ
Wirkungen dieſes Sinnes in unſerm Eingen
Alle übrigen Sinne beſitzen auch zugleich
Sinn. Mit dem Auge, Ohr, mit der Zung
den Geruchsnerven fühlen wir auch. Aber ü
iſt die Empfindung dabei verſchieden. Se
auch Zunge und Lippe ſeyn mögen, ſo erhalte
doch durch ſie, wenn wir mit geſchloſſenen A
Gegenſtände damit betaſten, keine ſo deutliche
ſtellung, als mit den Fingerſpitzen. Der Sch
ſcheint den menſchlichen Leib darum ſo reichli
Gefühlsnerven umwebt zu haben, damit wi
allen Seiten mit ſeiner Welt in beſtändiger
rührung ſtehen, und dadurch in beſtändiger Le
thätigkeit erhalten werden, und auch zugleic
wahr werden, wo der Wohnung der Seele G
droht. Denn mit jedem Reiz auf die Gefühl
ven, iſt zugleich eine Vorſtellung des Angene
und Unangenehmen verbunden. Die Empfin
von Luſt und Unluſt liegt nicht unmittelbar i
Sinnenwerkzeugen ſelbſt, ſondern in der S
Es ſteht in ihrer Gewalt, die Empfindlichkei
Nerven zu vermehren oder zu vermindern, je
dem ſie dahin ihre größere Aufmerkſamkeit
oder davon wegzieht. So kann der Menſch

Schn

ſchmerzen verringern, indem er ſeine Gedanken
haft mit einem andern Gegenſtande beſchäftigt.

§. 6.

Erſt durch das Gefühl, erhalten wir von allen
Dingen auſſer uns, wahre Begriffe; wir empfin-
n, ob ein Ding hart oder weich, glatt oder rauh,
iß oder trocken, warm oder kalt, u. ſ. w. ſey.
Von allem dem würden wir auf keine andere
rt Vorſtellungen erlangen, wenn wir nur ſehen
d nicht betaſten könnten. Das ganze Weltall
ürde um uns herum ſchweben wie ein glänzendes
raumbild. Ja, ohne Gefühl wäre unſer Kör-
r ohne Leben, ohne Wächter ſeiner Erhaltung
gen zerſtörende Eindrücke. Der geringſte
ſchmerz warnt uns, lenkt unſere Aufmerkſamkeit
ch der verwundeten Stelle hin, und zwingt uns
Sorge dafür zu tragen. So belehrt uns ander-
ts eine Wohlempfindung, daß unſer Körper ge-
n Unfall ſicher ſey. Allein es wäre Thorheit zu
auben, daß unſer Geiſt, bloß wegen dieſen Ge-
hlsnerven da ſey, um dieſelben auf alle Weiſe
hegen und zu pflegen. Es wäre Thorheit ſich
zubilden, der Künſtler und Handwerker habe
s Leben empfangen, um Sklave ſeiner Werk-
ige zu ſeyn, und ihnen zu dienen! wir würden
eine Umkehrung aller Begriffe, eine Verrückt-
it des Verſtandes nennen.

Was thut aber der verzärtelte Weichling, wel-
r jede unangenehme Empfindung ſcheut? Was

thut

thut der üppige Wolluͤſtling, der kein höheres Gut, als den Kitzel dieſer Gefühlswerkzeuge kennt? Sind ſie nicht Sklaven einiger ihrer Nerven? Athmen ſie nicht einzig für ſie? Lebt ihre ganze Seele nicht bloß in denſelben? Ohne das Werkzeug, welches die Gottheit unſerm Geiſte verlieh, würden wir für die Welt unbrauchbar ſeyn. Aber nicht miß-brauchen dürfen wir daſſelbe, ſonſt wird es un-tauglich. Der ganze Leib iſt unendlich geringer als die Seele. Für die Sache des Geiſtes muß endlich ſelbſt das Werkzeug aufgeopfert werden. Die Sache des Geiſtes aber iſt ſeine Freiheit, ſeine Tugend. Wer ſich ſelbſt verzärtelt, zerſtört ſeine Geſundheit, denn jedes rauhe Lüftchen macht ihn krank. Wie verächtlich iſt der Weichling, der die Hoheit ſeines Geiſtes aus den Augen ſelbſt, und ſich, durch thieriſche Luſt einiger Nerven, un-ters Thier herabſetzt. Wie elend der Wolluͤſtling, der ſich ſelbſt zerſtört! Allein ſie thun's nicht unge-ſtraft, frühe welken ſie dahin, und die Dauer ihrer Tage iſt kurz und mit Mühſeligkeit erfüllt!

§. 7.

Auf das Gefühl folgt der Sinn des Schme-ckens. Dieſer iſt hauptſächlich die Wirkung von zwei paar Nerven, welche ſich über die Zunge und den Gaumen durch ſeine Verzweigungen ausbrei-ten. Dieſe Nerven bilden an der Oberfläche der Haut Nervenwärzchen, die noch größer und wei-cher ſind, als die Fühlhörner der Fingerſpitzen.

Sobald

Sobald ſie von einem fremden Körper berührt werden, ſo heben ſie ſich von ſelbſt in die Höhe, ohne daß die Seele ihren beſondern Willen dazu äuſſert, doch iſt nicht zu bezweifeln, daß auch ſie ihrer Gewalt untergeordnet ſind, und ihre Reizbarkeit erhöht wird, ſobald die Seele ihre volle Aufmerkſamkeit auf den Geſchmack der Dinge richtet. Der Sinn des Schmeckens iſt vom Schöpfer allen Thieren gegeben worden, er muß allen dazu dienen, ſie in der Auswahl derjenigen Nahrung zu leiten, welche zu ihrer Erhaltung die angemeſſenſte iſt. Und es iſt gewiß ein Zeuge von Gottes weiſer und bewunderungswürdiger Vorſorge, daß gerade vor dem Schlunde, wodurch die Speiſen und Getränke zur Erhaltung des Körpers gehen müſſen, der Geſchmacksſinn, wie ein prüfender Richter, geſtellt iſt, um vorher das Gute vom Schlechten zu unterſcheiden. So kennt ſelbſt das vernunftloſe Thier, ohne zu wiſſen warum, die geſunden von den ſchädlichen Kräutern. So hat das neugeborne Kind, wie das Thier, durch den Geſchmack einen eben ſo ſichern Beſchützer, als der Erwachſene, ohne ſich Rechenſchaft davon geben zu können, oder den Werth der Speiſen vorher gekannt zu haben. Alles was der Geſundheit des Leibes nachtheilig iſt, verräth ſich der Zunge durch ſeinen zuſammenziehenden ekelhaften Geſchmack. Warum haben die Giftpflanzen meiſtens einen widerlichen Saft? Warum haben ihn die meiſten guten Nahrungsſtoffe ſüß, lieblich? Warum haben die Steine und Erd-

arten oder Metalle, die durchaus nichts zur Ernäh-
rung des Leibes beitragen können, gar keinen Ge-
ſchmack? Wahrlich, überall ſtrahlt uns des himm-
liſchen Vaters weiſe Obſorge entgegen, um ſeine
erſchaffene Weſen freudig und geſund zu erhalten.

Die Zunge iſt zwar das vornehmſte Werkzeug des Geſchmacks; doch auch andere Theile des Mundes beſitzen dieſes Vermögen. Auch mit dem Gaumen und dem Schlunde ſchmecken wir, und oft ſogar manche Speiſe ſchärfer als mit der Zunge. Die Weichheit und beſtändige Feuchtigkeit dieſer Werkzeuge, machen ſie beſonders zu dieſem Geſchäfte tauglich.

Es iſt dieſer merkwürdige und wohlthätige Sinn demnach ein Eigenthum aller Thiere. Ja, man möchte ihn ſelbſt den Wurzeln und Blättern der Pflanzen einigermaßen zuſchreiben. Denn es iſt bekannt, daß auch ſie alle in Erde und Luft vorhandenen Stoffe zurückſtoßen oder unberührt laſſen, die nicht zu ihrer Nahrung taugen, und hingegen diejenigen einſaugen, die, nach den Verordnungen des Schöpfers, ihrem Gedeihen heilſam ſind.

§. 8.

Es ſcheint indeſſen, als wenn die Vollkommenheit oder Zartheit des Geſchmacks, mehr oder weniger, mit der Feinheit des Gefühls in Verbindung ſtünde. Bei den Fiſchen, Vögeln und kräuterfreſſenden Thieren, iſt letzterer weniger empfindlich; auch haben ſie keinen ſo auswählenden Geſchmack, als

als andere, beſonders fleiſchfreſſende Thiere, welche ſchon am Fleiſch ſogar die leckerhafteſten Biſſen zu unterſcheiden wiſſen.

Bei wilden Völkern findet man den Geſchmacksſinn eben ſo wenig ausgebildet, als ihre Gefühlswerkzeuge unempfindlich ſind. Hingegen lehrt uns auch die Erfahrung, daß Menſchen, die den Geſchmacksſinn durch Leckereyen verfeinerten, dadurch thieriſcher werden, und geringer an Geiſteskräften zu ſeyn pflegen. So wie dieſer Sinn für uns ein Wächter der Geſundheit iſt, wird er auch der erſte Bothe innerlicher Krankheiten. Dem Kranken werden die Speiſen ekelhaft, die ihn ſonſt erfreuten, und der Geſchmack kann ſich ſo verwandeln, daß ihn manches angenehm reizt, was er ſonſt zurück ſtieß. Auch hier hat die Gewohnheit ihr gewaltiges Recht. Der Menſch hat das Vermögen, durch fortgeſetzte Uebung, dasjenige ſich erträglich zu machen, ja, ſogar in einen angenehmen Geſchmack zu verwandeln, was ihm vormals Ekel verurſachte. Der Genuß der Nahrungsmittel hat einen großen Einfluß auf die Geſundheit, Lebensdauer, und ſogar auf die Gemüthsart. So beweißt die Erfahrung, daß Thiere, die Fleiſch freſſen, wilder und unbändiger ſind, als jene die von Kräutern leben. So bemerkt man, daß weinbauende Nationen heiterer und lebhafter ſind, als die welche ſich anderer Getränke bedienen. So bemerkt man, daß Völker, die größtentheils vom Fleiſch der Thiere leben, kriegeriſcher und feuriger

ſind; hingegen Andere, deren Nahrung größten=theils in Früchten, Mehlſpeiſen und Gemüßen be=ſteht, ſich durch ſanftern und menſchlichern Sinn auszeichnen. Ferner lehrt uns die Erfahrung, daß die einfachſte Lebensart die geſundeſte, und zu=gleich die zuträglichſte zur Verlängerung des Le=bens iſt. Mäßigkeit und Arbeit ſind die Mutter der Geſundheit und des langen Lebens.

Gott gab dem Menſchen den Geſchmack, um ihn dadurch fähig zu machen, dasjenige auszuwäh=len, was zur Erhaltung ſeiner Geſundheit und ſei=nes Lebens am tauglichſten iſt. Einzig und täglich für dieſe Nahrung zu ſorgen, iſt das Geſchäft des vernunftloſen Thieres. Der zur Ewigkeit be=rufene Geiſt des Menſchen, kennt noch höhere Sor=gen. Aber wenn er den Kitzel des Gaumens zur Hauptangelegenheit ſeines Lebens macht; keine beſ=ſere Freude kennt, als die Befriedigung dieſes thie=riſchen Sinnes — dann ſinkt er ſelbſt zum Thier hinab, und wird, durch Fraß und Völlerey, noch verächtlicher als dieſes vernunftloſe Weſen.

§. 9.

Keinem Laſter folgt die Strafe ſo ſchnell auf dem Fuße nach, wie der Schwelgerey und Un=mäßigkeit. Die Fähigkeiten des Geiſtes werden dadurch unterdrückt, die Urtheilskraft, der Scharf=ſinn, das Gedächtniß, werden dadurch in einem ſolchen Grade geſchwächt, daß ſich der Nachtheil davon oft auf Kindeskinder fortpflanzt. So

lehrt

:t uns die Erfahrung, daß Kinder, welche in
Trunkenheit erzeugt werden, äuſſerſt dumm
) ſchwach am Geiſte werden. Daher ſieht man
:rall im gemeinen Leben, daß ausgezeichnete
hlemmer, Schwelger und Trunkenbolde, wenig
ondere Geiſteskräfte beſitzen, und daß ihnen an-
tendes und gründliches Nachdenken, mühſam
r gar unmöglich wird. Für große Gedanken
) große Tugenden ſind ſie ſtumpf, und nur die
:uden des Tiſches haben auf der Welt den
hſten Werth für ſie. So waren, im Gegen-
il, die beſten und weiſeſten Menſchen, jederzeit
ı bewunderungswürdiger Enthaltſamkeit. Sie
oſſen nur ſo viel, als zur Aufrechthaltung ihrer
ſundheit vonnöthen war; ſie verachteten die thie-
hen Freuden an Leckereyen, und zogen die ein-
)ſte Koſt deshalb vor, weil ſie dem menſchlichen
rper die erſprießlichſte iſt. Schwelgerey und
ıumenkitzel ſind ein Mißbrauch göttlicher Gaben,
ı vernichten die Geſundheit und verkürzen das
en. Beobachtet einmal den Unglücklichen, der
Sklave ward! bleich und entſtellt ſteht er, nach
nigen Jahren, da! Eine Menge ſchmerzhafter
ber durchwühlt ſeine Glieder. Die Säfte ſei-
Lebens ſind vergiftet, ſeine Nerven ſind zerrüt-
Er wird die Beute ſeines viehiſchen Laſters,
ı der Raub eines ſchnellen Todes. Geſundheit,
)er Muth und langes Leben, ſind die Frucht der
ißigkeit. Der Enthaltſame iſt immerdar zu
m Guten aufgelegt, ſein Geiſt iſt frey, er findet

die

die Welt ſchöner, weil er ſie auf mannichfalti
Weiſe genießt. Der Hunger iſt es, welcher
ſeine Koſt ſüßer würzt, als dem lüſternen Pr
ſeiue mit allen Hülfsmitteln einer vergiftenden K
zubereiteten Gerichte. Enthaltſamkeit und mä
Befriedigung des Triebes, darauf Erhaltung
ſeres Leibes abzweckt, macht uns von Menſ
und Schickſal unabhängig; gibt uns Zufrieden
auch im Schoos der Armuth. Nahe der G
heit ſteht der Enthaltſame, denn er kann beſt
ohne der Hülfe vieler Menſchen zu bedürfen,
deſſen er es durch ſeine Grundſätze immer in
Macht hat, vielen zu helfen.

§. 10.

Zunächſt an den Geſchmack, gränzt der S
des Geruchs. Eine ſchwammige, zarte, löche
Haut, überkleidet das Innere der Naſenh
In dieſer Haut verbreitet ſich das feinſte Ge
eines Nervenpaars, nebſt Zweigen eines and
vom erſten verſchiedenen Nervenpaars, die alle
Gehirn gehen. Die Enden der Nerven ſind
einem klebrigen Schleim bedeckt, und gegen V
letzungen geſchützt. Sie ſind es, welche, ſo
ſie von den aufgelöſten und verflüchtigten Th
der Körper berührt werden, jene Empfindung
vorbringen, welche wir Geruch nennen. Je m
Ausdehnung und Fläche, in den an die S
gränzenden Naſenhöhlen, jene nervenreiche,
pfindliche Haut beſitzt, deſto ſtärker iſt das
ruchsvermö

vermögen. Bey den meiſten fleiſchfreſſenden
ren, iſt dieſe Ausdehnung der Haut ſehr ent-
lt, wie beim Hunde, Wolf, Fuchs, u. a. m.
haben die Thiere, welche ohne Knochen ſind,
ſichtbare Naſen, aber demungeachtet das
ögen des Geruchs. Bei Inſekten, Wür-
Muſcheln, iſt es für uns unergründlich, mit
em Theile ihres Körpers ihr Geruchsſinn ver-
n ſey. Dennoch aber dürfen wir keineswegs
zweifeln, daß ſie ihn in einem hohen Grade
n, daß er bei ihnen oft die Stelle der Augen
tt, daß er ihnen ſchon in weiter Ferne die
nd andeutet, wo ſie Nahrung für ſich finden
n. Wer weiß nicht, daß die Ausdünſtungen
Honigs und des Zuckers, die wir, wenige
itte nur davon entfernt, gar nicht mehr ver-
, Fliegen, Bienen, Wespen und Ameiſen,
er herbeilockt?
So verborgen ein thieriſcher Körper verweſet,
eln ſich ſchnell entfernte Aasfliegen, um ihre
hineinzulegen, damit das zarte, auskriechende
urm, ſogleich ſein Futter finde. Der Waſ-
op hat keine Augen; er gleicht in ſeiner faſe-
Geſtalt im ſüßen Waſſer mehr einer Pflanze,
nem Thiere; dennoch weiß er es, ſobald ein
mchen oder ein Inſekt ſich nährt; er weiß
rt, wo es ſich befindet, ſtreckt ſeine Arme
ſchwebenden, lebendigen Zweige dahin aus,
ſt, umwickelt und verzehrt es. So wie der
mack, iſt auch der Geruchsſinn unter allen

Thieren, mehr oder weniger, verbreitet. Er leitet ſie zu ihren Wohnungen, zu ihren Speiſen. Er iſt eines der wichtigſten Mittel des Schöpfers, zur Erhaltung ſeiner lebendigen Welt. Der Hund, dieſer treue Begleiter des Menſchen, erkennt und unterſcheidet die Menſchen, vermittelſt ſeiner Witterung, verfolgt nach derſelben die Thiere, findet ſich auf entfernten Reiſen in unbekannten Gegenden, nach langer Zeit zurück, während er auf nichts anders um ſich her merkt, mit ſeinen Augen zum Erdboden niederſieht, oder in dunkeler Nacht wandelt. Der Geruchsſinn unſtreitig iſt es, welcher die Schaaren der Zugvögel durch die höchſten Lüfte, über ganze Welttheile, über weite Meere hinweg leitet, daß ſie nicht nur ihre Länder wieder finden, in denen ſie geboren wurden, ſondern ſelbſt ihre Städte, ihre Dörfer, ihre eigenthümlichen Neſter. Die Fiſche, obgleich in der Tiefe beweglicher, rauſchender Wellen, ſelbſt im trüben, ſchlammigen Waſſer, welches nicht weit zu ſehen geſtattet, haben einen ſo feinen Geruchsſinn, daß ſie in der Ferne den kleinſten Punkt entdecken, wo für ſie eine angenehme Nahrung liegt, und derſelben mit Begierde zueilen. Die Lockſpeiſe an der Angel, wird von ihnen im Strome bemerkt, ehe ſie dieſelbe ſehen; der Geruch des Hanfes betäubt ſie. Von auſſerordentlicher Verſchiedenheit iſt der Einfluß der Ausdünſtungen auf die Geruchsnerven des Menſchen. Dieſe Nerven ſind aber oft durch

übermäßige

bermäßige Reizungen eben ſo abgeſtumpft und verwöhnt, als der Geſchmacksſinn.

§. 11.

In Städten, wo die Einwohner mit ihren Werkſtätten enger beiſammen ſind, iſt der Geruch ſelten ſo fein und ausgebildet, als bei Bewohnern einſamer Gegenden. Seeleute empfinden auf dem Meere die Nachbarſchaft von Inſeln, welche reich an wohlriechenden Gewächſen ſind, manchmal ſchon in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen; ja, man erzählt von wilden Naturmenſchen, deren Geruchswerkzeuge ſo empfindlich ſind, daß ſie darin mit der wunderbaren Vollkommenheit des Hundes wetteifern. Ueberhaupt aber iſt dieſer merkwürdige Sinn, der, von der einen Seite, dem Geſchmack in Rückſicht der Empfindung ſehr verwandt iſt, von der andern Seite, enger, als wir glauben, mit dem Gedächtniß verknüpft. Dafür zeugt ſchon die Fähigkeit des Hundes, welcher, auch nach vielen Jahren der Trennung, ſeinen verlornen Herrn wieder erkennt, ſobald er vermittelſt der Geruchswerkzeuge deſſen Spur wieder gefunden. Dafür zeugt die faſt räthſelhafte Kenntniß, welche die weit um den Erdball ſtreifenden Zugvögel von der Gegend ihrer heimathlichen Länder, und von dem kleinen verlornen Punkte auf der unermeßlichen Oberfläche dieſes Weltkörpers haben, der ihr beſtändiges Neſt iſt. Selbſt die Tauben, welche man viele Meilen von ihren Neſtern ent-

führt, regen kaum ihre Schwingen wieder frei in den Lüften, als ſie in geradeſter Richtung dem Lande und Orte wieder zueilen, wo ihr Schlag iſt. Erſtaunenswürdig iſt dieſer Sinn bei den Vögeln. Ohne ihn würden ſie, die durch Wälder und Felder am Tage umherflattern, ihr eigenes Neſt unter tauſend andern, und den Strauch, den Zweig des Baumes, unter tauſend andern, nicht wieder am Abend finden, wo ihr Nachtlager iſt, das ſie ſelbſt kunſtvoll gebaut haben. Umſonſt verſchüttet man dem abweſenden Thiere des Waldes und Feldes ſeine in die Erde eingegrabene Höhle, und macht deren Zugang unkenntlich: es wird ſich neue Bahnen zu derſelben öffnen. Die kleine Biene, welche geſchäftig umher von Blume zu Blume ſummt, ihren Honig zu ſammeln, kehrt zu ihrem eigenthümlichen Stock zurück, wenn Regenſchauer drohen, und die Sonne ſinkt. Kein anderer Bienenkorb lockt ſie unterwegs an, als derjenige, in welchem ihre eigene Familie wohnt und arbeitet. So ſind, durch Gottes weiſe Einrichtungen, die unſichtbaren Ströme von Düften, die Straßen und Wegweiſer von zahlloſen ſeiner Geſchöpfe, die ohne dieſe verderben würden. So iſt für die Thiere der verfeinerte Geruchsſinn, den der vollkommenere Menſch nur als eines ſeiner niedrigern Seelenwerkzeuge kennt, ein Stellvertreter vielfacher Kenntniße und künſtlicher Mittel, die der Menſch, welcher ſich Herr der Schöpfung nennt, nur mühſam und langſam erfindet. Wunderbar

iſt

t die Natur, ſowohl da, wo wir ſie nicht ſehen, ls wo wir ſie ſehen.

§. 12.

Selbſt wir Menſchen machen, wenn wir nur ufmerkſam genug auf das ſind, was in uns vor- ſht, auch wir machen nicht ſelten Erfahrungen avon, wie genau der Geruchsſinn mit dem Erin- erungsvermögen zuſammenhängt. Ein Duft, er uns entgegenſteigt, eine Art des Geruchs, der ns nicht gewöhnlich vorkommt, weckt oft plötzlich rinnerungen von Vorfällen, Bilder von Gegen- en und Menſchen, an die wir auſſerdem vielleicht ie wieder gedacht haben würden. Mit dieſer eizung der Geruchsnerven, erwacht wieder das ndenken von Ereigniſſen der früheſten Kinderjahre, nd das Ganzvergeſſene ſteigt, wie aus einem rabe, lebendig hervor. Wahrſcheinlich iſt es icht bloß die wollüſtige, anmuthige Empfindung, elche uns mit ſtillem Entzücken füllt, wenn wir ie ſüßen Düfte der Roſe oder des Veilchens, der ilie und Nelke, oder anderer aromatiſch hauchen- er Gewächſe einathmen. Es iſt etwas anderes nd höheres, das uns zu einem ſtillen, unausſprech- chen Wohlgefallen ſtimmt. Es iſt die ſanfte An- egung verworrener Erinnerungen, die wir uns da- ei nicht klar machen können. Es iſt das Zurück- eben in eine Vergangenheit, die uns beſeligt, die ber von der Macht der Gegenwart zu ſehr ver- chattet iſt, als daß wir ſie hell genug erkennen

ſollten.

ſollten. Daher hat der Rauſch, welchen der T
wohlriechender Blumen, Kräuter, Oele und (
würze in uns weckt, etwas geiſtiges. Wir w
nen uns veredelter, körperloſer, über Zeit und V
gangenheit dahinſchwebend; wir ſind geneigte
ſtillen Betrachtungen, Träumen und Rückeri
rungen, als bei jedem andern Rauſche, welcher
Frucht von genoſſenen Speiſen und Getränken ſ
kann, und wo der Menſch gemeiniglich thäti
auf die Gegenwart wirkſamer, oder in die Zuk
hoffnungsvoller hinausblicken wird. Dieſe W
kung des Geruchſinnes ſcheint bei den vernunf
ſen Thieren weniger Statt zu finden. Für ſie
es keine Vergangenheit, keine Zukunft; und ſe
das Gedächtniß welches ſie haben, und wohl i
menſchliche in manchen Stücken übertreffen m
dient ihnen doch nur zum Genuß des vorhande
Augenblicks und der Umſtände.

So leitet dieſer einfache Sinn das Thier,
unſichtbaren Straßen, zu ſeinem Futter und Na
lager; den Menſchen aber zu Erinnerungen
höhern Ahnungen, die ihm als Geiſt geziem
Der Menſch ſoll mehr Geiſt als Thier ſeyn. T
hin deuten alle Einrichtungen des Schöpfe
Darum empfieng der Menſch weniger vollent
und ſcharfe Sinnen, als das Thier, damit er
zwungen ſey, durch Entwickelung ſeiner höh
Kräfte das zu erſetzen, was ihm irdiſch mang
Darum erſchien er nackt und ohne angeborne W
fen, wie der unbehülfliche Wurm; darum w

ſein Geſchmacksſinn nicht vorzüglicher, als die des gemeinſten Thieres; darum wird er im Geruchsſinn von vielen übertroffen, und der Scharfblick des Adlers iſt heller als das Auge des Menſchen.

§. 13.

Schon der Sinn des Gefühls, des Geſchmacks, des Geruchs, hat großen Einfluß auf die Vervollkommnung des menſchlichen Geiſtes, aber keiner einen ſo wichtigen, als der Sinn des Auges. Durch ihn werden wir erſt mit der Welt vertraut, die wir bewohnen, und mit allen Weſen, die mit uns an Gottes Güte Theil nehmen. Durch ihn erſt wird unſer Gedächtniß reich, unſere Einbildungskraft lebendiger; wir empfangen von ihm erſt den Begriff des Schönen und Erhabenen, deren Eindrücke uns begeiſtern; wir erblicken die Gottheit in ihrer namenloſen Schöpfungspracht, und das regſame Spiel tauſendfacher Urſachen und Wirkungen im All der Natur und Schickſale.

Um den Werth des Auges zu fühlen, dürfen wir uns nur an die Stelle des Blindgebornen verſetzen; ſo wie wir gewöhnlich die Geſundheit für nichts achten, wenn ſie unſer iſt, und ſie über alles preiſen, wenn ſie mangelt. Eine einzige Finſterniß verhüllt dem Blindgebornen die Welt. — Finſterniß? Ach nein, auch nicht einmal von dieſer hat er eine Vorſtellung; mit dem Begriff der Finſterniß wäre wenigſtens doch ſchon jener einer dunkeln Farbe verbunden. Für ihn gibt es nicht einmal

Finſterniß,

Finſterniß, ſo wenig als es eine ſolche für das Gefühl der Hand gibt. Hätten wir ſtatt des Auges nur Wange: ſo würde eben ſo wenig Dunkelheit als Licht empfindbar ſeyn. Für ihn iſt nichts, als was er hören, betaſten, ſchmecken, riechen kann.

Umſonſt lächelt ihn die trauernde Mutter an, und beugt ſich ſtill weinend über ihn. Er weiß nichts von der Schönheit des menſchlichen Angeſichtes, nichts davon, wie ſich die Seele in allen Mienen abſpiegelt. Er verſteht nicht die Hälfte von der Sprache, die er lernt und hört, ſo wenig wir die Sprache höherer Weſen begreifen würden, wenn ſie, mit erhabenern Sinnen ausgerüſtet, von ihren Wahrnehmungen zu uns reden könnten; für ihn gibts keine deutliche Vorſtellungen von Farben und Geſtalten, von Fernen und Nähen. Er kennt nur das Einzelne was ſein Finger betaſtet. Ihm unterſcheiden ſich die Zeiten des Jahres, nur nach Wärme und Kälte. Tag und Nacht, nur nach dem Schlafen und Wachen der Menſchen. Er ſtrengt vergebens ſeine übrigen Sinne an, den fehlenden Blick zu erſetzen. Sein feineres Ohr unterſcheidet nähere und fernere Töne, ohne die Urſachen zu erkennen; ſein Gefühl die Farben, aber ihren Glanz ahnet er nicht; ſondern er bemerkt nur das Trocknere und Feuchtere, das Rauhere und Glättere. Was mag es denn ſeyn, fragt er bei ſich, was meine Brüder ſehen können? Sie müſſen höhere Naturen ſeyn als ich. Für ſie iſt die

Welt

Welt unendlich gröſser. Sie haben ein Vermö-
ſen, Dinge der Zukunft zu wiſſen, welche ich noch
icht höre.

§. 14.

Und welch ein entzückendes Schauern durch-
ebt den Blindgebornen, wenn ihm das Auge geöffnet
vird! — Man hat ihm eine unbekannte Welt, ein
nderes Leben gegeben. Er iſt von neuem ein
Fremdling unter dem Himmel. Er findet ſich in
einen gewohnteſten alltäglichſten Dingen, nicht
nehr zurecht, er muſs die Augen ſchlieſsen, um ſich
elbſt, um das wieder zu erkennen, was ihn um-
ingt. Er ſchwebt in Lüften. Er unterſcheidet
icht das Entfernte vom Benachbarten. Die Ge-
talten der Menſchen, der Bäume, des Himmels,
er Gebirge, lagern ſich gegen ihn, wie ein unge-
eures Bild. Er ſtreckt die Hand, und will die
Sonne betaſten, und die Gipfel entlegener Berge
mſpannen. Er hört Stimmen und Töne, aber
lles ſcheint ihm Sprache zu haben; die im Winde
vankenden Zweige der Bäume, die dahin rauſchen-
en Wellen des Stroms, die Thier- und Menſchen-
eſtalten, alles hat ein wunderbares Leben; er weiſs
icht, wem die Gabe der Sprache zukömmt.
Vater und Mutter, Bruder und Schweſter, ſind
hm Fremdlinge, er muſs die Augen verſchlieſsen,
um ſich von ihrem Daſeyn zu überzeugen. Der
Glanz des Tages verſchwindet mit dem welter-
euchtenden Geſtirn — Hügel, Thäler, Gärten,

 Wohnungen,

Wohnungen, Menſchen verſchwinden — er begreift die neuen Verwandlungen nicht, und fragt, wohin ſind ſie alle geflohen? Er ſieht die Wunder der Finſterniß; das Himmelsgewölbe mit den goldenen Sternen, den zauberhaften Schimmer des Mondes. Es iſt abermals eine andere Welt, die um ihn herſchwimmt. Aber die matt ſtrahlende Fackel des Lämpchens iſt ihm ſo auſſerordentlich, als das ganze Firmament mit den zahlloſen Lichtquellen. Er ſieht, aber begreift das Wunder nicht; er ſieht, aber verſteht das Geſchehene nicht.

So wird uns einſt vielleicht ſeyn, wann die Hand des Todes unſere irdiſche Sinne auslöſcht, und die Güte des Allmächtigen uns mit neuen Werkzeugen höherer Art ausgeſtattet. Auch wir werden in einem neuen Leben, gleich Blindgebornen ſeyn, welche zum erſtenmal mit der Empfindung des Lichts beſeligt werden. Wir werden uns ſelbſt und das göttliche Weltall nicht mehr erkennen. Ein namenloſes Entzücken wird die neugebornen Geiſter durchzittern, wenn ſie dann empfinden, wie dürftig ihre erſten Sinne auf Erden waren, mit denen ſie das All der göttlichen Schöpfungen ſchon durchforſchen zu können glaubten. Wie der Sehendgewordene erſt nach Empfang des Augenlichts ſeine vorige Armuth erkennt, in der er ſich ſchon ſo reich dünkte, werden auch wir, als Verklärte, erſt den tiefen Stand und die Armuth der menſchlichen Natur einſehen, in der wir jetzt ſchon uns doch ſo erhaben wähnen.

§. 15.

§. 15.

Auſſerordentlich kunſtvoll iſt die Einrichtung unſeres Auges, durch welches wir die Empfindung des Sehens haben. Eine nur am Vordertheile des Auges durchſichtige Hornhaut, umfängt ſchützend das ganze, zarte Gebäude des Augapfels, der, nach Willkühr der Seele, vermittelſt daran befeſtigter Muskelbänder, bewegt und gedreht werden kann. Mehrere feine Häutchen, die theils zuſammenhängend, theils mit klarem Naß ausgefüllt ſind, ruhen unter jener Hornhaut. Die innerſte Bekleidung aber, iſt die Netzhaut des Auges, die von ungemeiner Reizbarkeit iſt, weil ſich in ihr der aus dem Gehirne hervortretende Sehnerve, in unendlich kleinen Verzweigungen ausbreitet. Durch ihn allein gelangen wir zur Empfindung des Sehens, wenn das Licht, durch verſchiedene Häute und kriſtalln. Feuchtigkeiten, des Sterns im Auge bis zum Hintergrund gelangt, wo ſich die Bilder verkehrt auf der Netzhaut abſpiegeln. Zwar iſt es der menſchlichen Kunſt gelungen, den wundervollen Bau des Auges in ſeine kleinſte Theile zu zerlegen, und erſtaunenswürdig wird die Weisheit des Schöpfers, welche ſich hier in den Einrichtungen des köſtlichen Werkzeugs offenbart; — durch jene Kunſt iſt es auch gelungen, Blinden, durch Hinwegnehmung einer alles verfinſternden Haut, das Sehen wieder zu geben; — aber wie, durch den Reiz des Lichts auf die Sehnerven, alle jene Empfindungen von Farben, Geſtalten, Nähen und

Fernen

Fernen in die Seele gelangen, bleibt darum nicht minder eines der zahlloſen göttlichen Geheimniße. Die geringſte Verſchiedenheit im Abſtand der Augenhäute von einander, bewirkt eine Veränderung in den Wahrnehmungen der Welt auſſer uns; macht kurzſichtig und verdunkelt das Entfernte, oder macht die Geſtalt naher Gegenſtände trübe und undeutlich, und nur entferntere, klar und deutlich. Der kleinſte Fehler in den zarten Nervenverzweigungen oder innern Feuchtigkeiten, ändert den Eindruck, welchen die Farben verurſachen, oder bewirkt, daß man zwar beſtimmt ſehen, aber nie die Farben gehörig von einander unterſcheiden lernt. Was iſt doch neben dieſer Gotteskraft und Weisheit der Witz aller Sterblichen! — Millionen Sterbliche werden geboren und gehen aus der Welt, und ſie wiſſen nicht, wie wundervoll Gott ſie baute; kümmerten ſich auch wenig darum. Gleich den Thieren des Feldes ſehen ſie, ohne nur einmal dankbar den Blick emporzuheben, zu dem Geber der köſtlichen Gaben. Wie die Kräfte der Natur unmittelbar auf die Nerven des Gefühls- Geſchmacks- und Geruchsſinnes wirken, ſo verurſachen ſie auf die Sehnerven eine eigene Reizung, welche wir Licht nennen. Denn alle Körper ſind entweder beleuchtet, oder ſelbſtleuchtend; und nur das gegen unſer Auge dringende Licht, macht ſie wahrnehmbar. Wo es fehlt, herrſcht Schatten und Finſterniß.

§. 16.

§. 16.

Die Strahlen des Lichtes ſind von unbeſchreib-
cher Feinheit, und dringen mit unglaublicher
Schnelligkeit in ſchnurgeraden Richtungen vor.
:s durchfliegt in einer Sekunde einen Raum von
ehr als 44,000 deutſchen Meilen, iſt folglich
ehr als 975,000 mal geſchwinder als der Schall,
er in einer Sekunde nur etwas mehr als 1000
uß durchläuft. Die Strahlen der Sonne ge-
rauchen nur ungefähr acht Minuten, um aus der
ngeheuern Ferne von mehr als 20,000,000 Mei-
n, bis zu unſerm Auge zu gelangen! Daher glau-
en wir, beym Untergang dieſes großen Geſtirns,
s wirklich noch zu ſehen, wenn es ſelbſt ſchon un-
r der Erde iſt, während das Strahlenbild durch
en unermeßlichen Aether noch eine Zeitlang fort-
länzt. Daher können am Himmel entfernte Ge-
irne ſchweben, die wir nicht ſehen, weil ihr Licht
us den unendlichen Fernen noch nicht bis zu uns
edrungen; andere können, ſeit Jahrhunderten, er-
ſchen, oder in weitere unſichtbare Fernen gerückt
yn, die wir noch immer ſehen, weil ihr Strahlen-
lanz noch unterwegs iſt. Eine neue Macht des
nendlichen, die im Weltall ſchwebt und wirkt!
Wir erſtaunten ſchon über die Mannichfaltigkeit
er Dünſte und Stoffe, die im Luftkreis der Erde
hweben, und den Bewohnern derſelben vermittelſt
es Geruchsſinnes zur Leitung dienen, was ſollen
wir ſagen von der Gewalt und unermeßlichen
Schnelligkeit des Lichtes, welches das ganze Welt-

 gebäude

gebäude verherrlicht und durchſtrömt, und d
Unendliche des Raums erhellet, uns die Straß
und Sonnen im uferloſen All zeigt, und Wel
in Verbindung mit Welten ſetzt! — So iſt nic
leer in der unermeßlichen Schöpfung; alles, d
Entfernteſte wie das Nächſte, mit verborger
Kräften und Wundern angefüllt. — O mein Sc
pfer, ich ſelbſt ein Wunder deiner Allmacht, r
ſoll ich auch nur den geringſten Theil der Grö
erkennen, in der Du mir ſchon hienieden erkennt
wäreſt! — Und füllte unſer Leben Jahrtauſende a
und wäre unſer ganzes Daſeyn unter dem Himn
nur eine einzige, ununterbrochene Betrachtung d
ner Werke, wir würden in all unſerer Weish
und Erkenntniß nur einen geringen Tropfen d
Weltmeers haben.

Mit der Empfindung des Lichts, iſt zuglei
die Empfindung der Farben vereint. Die Fo
ſcher der Natur haben ſich ſeit Jahrhunderten b
müht, dieſes Wunder, welches uns oft entzück
zu enträthſeln. Da wir in dem einzigen Sonne
ſtrahl, wenn er unter gewiſſen Umſtänden vo
durchſichtigen Körpern gebrochen wird, alle Grun
farben wahrnehmen, wovon der prachtvolle Hal
kreis des Regenbogens zeugt: ſo iſt es nicht u
wahrſcheinlich, daß alle Farben, die wir an d
Körpern zu ſehen glauben, nur Wirkungen d
Lichtſtrahlen ſind. Je nachdem ſie durch ih
eigenthümliche Natur, empfänglich für einen od
den andern Farbeſtrahl ſind, zeigen ſie ſich unſer

Bli

' in der eigenen Farbe. Daher macht das
arbige Licht der Kohlen, die Geſtalten der
ehenden röthlich, und die Flammen der Kerze
Lampen, worin mehr gelbliche Strahlen ſind,
n das Blaue, grün; das Rothe, bleich; und
Weiße, gelblich.

luch die meiſten Thiere haben, ſo wie wir, den
n des Sehens. Von manchen Gewürmen,
nen kein eigentlicher Kopf wahrzunehmen iſt,
ich auch nicht behaupten, daß ſie die Empfin-
des Lichts entbehren. Die kleinſten Milben,
Welt ein Blatt; Thierchen, deren Meer ein
ntropfen iſt, und deren Daſeyn nur mit Hülfe
tärkſten Vergrößerungsgläſer erfahren wird,
en doch Augen zu haben; denn bei ihren äuſ-
geſchwinden Bewegungen, weichen ſie einan-
us, als wenn ſie ſehen könnten. Wie unend-
lein, zart und wunderbar, muß das Gebäude
Augen ſeyn! Man bemerkt, daß die kleinern
öpfe, im Verhältniße zu ihrer Geſtalt, größere
n haben, als die Großen. Während an der
e, das Auge wohl den zwanzigſten Theil des
n Körpers ausmacht, betragen die Augen des
euren Wallfiſches, kaum den millionſten Theil
s Umfanges. Viele Inſekten haben vier, acht
nehr Augen; einige beſitzen derer mehrere hun-
Sie ſind ihnen nothwendig, da ſie nicht
ben nach allen Seiten werfen können, wie wir.
um erblicken ſie aber die Dinge um ſich her

eben

eben ſo wenig hundertfach, wie wir, mit ver
pelten, ſie zweifach ſehen.

§. 17.

So iſt auch, nach Verſchiedenheit des Au
halts und Lebens, das Auge der Geſchöpfe an
geba . Das der Landthiere iſt erhaben, bei
ſekten weit vorragend, um hinter ſich zu blicken
den Fiſchen iſt es flach. Bei einigen iſt der S
oder das Lichtloch des Auges beſtändig gleich,
andern, wie auch beim Menſchen, erweitert es
unwillkührlich im Dunkeln, um mehr Lichtſtra
einzulaſſen, ſo wie es ſich im Hellen zuſamm
zieht, um das Uebermaß des Lichtes abzuweh
Daher ſind viele Thiere mit weiterm Stern
Auge, der ſich nicht verengern läßt, durch das
zublendende Tageslicht genöthigt, nur in der N
ihr Geſchäft zu treiben. Sie beleben die Fin
niß — denn immer ſoll überall Leben ſeyn.
iſt es der Wille der Gottheit. Sie gab je
nach ſeinem Bedürfniß, nach ſeiner Beſtimm
und verſah ſelbſt Thiere mit ungleich ſtärk
Blick als den Menſchen, da bei jenen der S
zu erſetzen hat, was dieſer durch ſeine erhab
Seele zu bewirken weiß. Der Wurm, in
Tiefe des Erdbodens wühlend, erkennt ſich d
und der Vogel, hoch in den blauen Lüften ſch
bend, erblickt die Nahrung klar, welche tief u
ihm auf der Erde liegt. Der Raubvogel, wel
dem menſchlichen Auge kaum als ein kleiner P

am Himmel bemerkbar ſchwebt, erkennt mit Helligkeit die kleine graue Lerche, wie ſie zwiſchen den grauen Erdſchollen des Ackers ſich bewegt, und mit Wetterſchnelle ſtürzt er ſich auf die erſehene Beute nieder. Doch den Thieren iſt dieſer köſtliche Sinn nur Werkzeug der Lebenserhaltung, und nicht mehr. Der Meuſch erweitert durch ihn das Gebiet ſeiner Erkenntniße und Empfindungen. Das Thier blickt mit geſenktem Antlitz nur zur Erde, aus der es entſprungen iſt; aber aufrecht iſt die Geſtalt des Menſchen. Er wirft den Blick zum Himmel, in das Endloſe des göttlichen Alls hinein. Von der Gottheit ſtammt ſein erhabener Geiſt, zu der er einſt heimkehrt, inzwiſchen ſeine Staubhülle zur Erde fällt, an der ſie haftet. Er bereichert durch den Sinn des Geſichtes den Schatz ſeiner Erfahrungen; er ſchärft durch ihn ſeine Urtheile; er bevölkert ſeine Einbildungskraft mit neuen Weſen. Todt iſt der Blick des Thieres für das Schöne der Natur und Kunſt. Der Menſch, obgleich nicht mit der Vollkommenheit des Auges, wie ſie manches Thier beſitzt, begabt, ſieht mehr als jedes Thier. Er ſieht in der Mannichfaltigkeit eine wunderbare Ordnuug; er ſieht in den Schöpfungen das Schöne. Gefühle, die dem Thiere fremd ſind, entzücken ihn beim Anblick hoher Gebirge, die über des Himmels Wolken hinwegragen, oder der finſtern Abgründe, die ſich unter ſeinen Füßen aufſpalten; beim Anblick weiter Landſchaften, voller Anmuth, oder einzelner Blumen, voll unnennbarer

Pracht. Darum iſt er Menſch! Er ſoll das Schöne und Erhabene erkennen und empfinden, was dem vernunftloſen Geſchöpfe verborgen bleibt, — und mehr als dies, er ſoll den Schöpfer ehren, in allem was er erblickt. Man ſagt, das Auge ſey ein Spiegel der Seele, ein Verräther des Gedankens. In der That, iſt kein einziger unſerer Sinne, auf welchen die Seele geſchäftigern Einfluß zu üben gewohnt iſt, als das Auge. Daher bezeichnen ſich alle Gefühle und Leidenſchaften ſo ſchnell und unwillkührlich durch daſſelbe. Auch der feinſte Heuchler findet in einem wenig beachteten Blick ſeinen Verräther. Betrachtet den Zornigen — er ſtrahlt gleichſam verzehrendes Feuer aus; — den Schuldbewußten, er kann den Blick nicht zu euch erheben; — den Tückiſchen, er möchte ſich vor euch verbergen; — den Redlichen, der nichts zu ſcheuen, und keine Schuld zu verheimlichen hat, er zeigt euch den offenen, hellen, freundlichen Blick der Unſchuld, durch welchen ihr in die Tiefen ſeiner Denkart niederſehet.

§. 18.

Auch in dieſer merkwürdigen Einrichtung der Natur, liegt ein höherer Zweck des Schöpfers. Daß die Gemüthsart des Sterblichen ſich ſo ſchnell in ſeinen Blicken ſpiegelt, ſcheint nicht bloß zur Abſicht zu haben, daß wir uns vor unſers Gleichen hüten können, wenn er gefährlich iſt, und uns an ihn anſchließen, wenn er gutartig ſcheint: nein,

der

der Zweck davon iſt, die Tugend liebenswürdig, und das Laſter verabſcheuungswürdig dadurch zu machen; ſchon durch den bloßen Sinn des Geſichts, iſt eines der zahlloſen Erziehungsmittel des Menſchengeſchlechts in der Hand Gottes. Seelenvollkommenheit iſt immer das letzte und höchſte Ziel. So innig kann kein Blindgeborner die Tugend lieben, und das Laſter verabſcheuen, als derjenige, welcher jene in ihrer Uebefangenheit und ſchönen Erhabenheit, oder die Sünde in den verzerrten Geberden auf jedem Menſchenantlitz lebhaft ſinnlich dargeſtellt erblickt. Es begegnet kein Sterblicher einem andern, ohne zugleich aus ſeinem Geſicht zu leſen, was iſt dieſer in ſeinem Innern werth? Hat er Edelmuth oder Heimtücke? Iſt er redlich oder falſch? Freundlich oder abſchreckend? Und wie uns Gott auf dieſe Weiſe täglich mit ſichtbaren Bildern edler und unedler Seelen umringt, legt er den Reiz in uns, ſelbſt edler und beſſer zu ſeyn, um Gott und Menſchen angenehmer zu erſcheinen. Auch der Verdorbenſte verſucht es; ſo groß iſt die Gewalt des Sittlich-Schönen auf des Menſchen Gemüth. Aber der Böſewicht, der Thieriſchgeſinnte, das Herz mit der Miene verwechſelnd, übt nicht jenes, ſondern nur dieſe, und bringt es höchſtens bis zum Kunſtſtück der Heucheley. Das Thieriſche ſchimmert ihm überall durch die Larve der Tugend hervor; und ſein Antlitz wird eine widrige Verzerrung. O wie viel hat die heilige Allmacht gethan, um uns auf dem Pfade aller

unſrer

unſrer Sinne, an das Einzige zu erinnern, was uns noth thut — an Seelenerhebung, an Geiſtesvollkommenheit! Wie viele tauſend Wegweiſer zum höchſten Glück, die zu Ihm hinaufdeuten, hat Er nah und fern um uns hergeſtellt, daß wenn wir das Eine nicht achten, der Anblick des Andern uns zurecht leite! Wie ſchwer iſt es, Ihm abtrünnig zu werden, und das Göttliche zu vergeſſen, das unſer Ziel iſt! Und doch iſt der Menſch Ihm abtrünnig, und verkehrt ſeine Natur und vergeht unter falſchen Bemühungen. O Allvater über den Sternen! öffne die Augen unſeres Geiſtes, daß wir Dich und unſer ewiges Ziel beſtändig erblicken. Dich, im Thautropfen und in den Welten des Himmels. Dich, im Glanze der Blume und im verheerenden Sturm; Dich, im Kreiſe der Jahreszeiten und Wechſel der Tage; Dich, im Aufblühen und Welken der Staaten und Menſchen. Deine Weisheit, Deine Barmherzigkeit, Deine Allmacht ſtrömt ſich uns offenbarend, unſerer Seele durch alle Sinne zu. Könnten wir Dich vergeſſen? Vergeſſen, wozu Du uns berufen und erwählt haſt? Dieſe Sinne mögen einſt erſterben, unſer Geiſt wird dich finden; unſerm brechenden Auge mag die Welt verſchwinden, Dich wird es ewig ſchauen!

§. 19.

Schon vor undenklichen Zeiten, war den Sterblichen die bezaubernde Gewalt der Tonkunſt bekannt.

it. Selbſt die heilige Schrift ſchildert ihre
walt alſo: „Wenn nun der Geiſt Gottes über
ul kam, ſo nahm David die Harfe und ſpielete
ſeiner Hand: ſo erquickte ſich Saul und ward
r mit ihm, und der böſe Geiſt wich von ihm.“
wer hat nicht ſchon ihre Gewalt empfunden?
n hat ſie nicht ſchon mitten in dumpfer Gleich-
igkeit neu-gehoben und begeiſtert, oder aus dem
der Freude zu den Thränen ſtiller Wehmuth
ſen, oder aus der Sorgennacht zu einer heitern
cht des Lebens? Aber durch welch ein Zauber
en Töne über das Gemüth eine ſolche Herr-
t üben? Der Saitenklang von Davids Harfe,
reute Sauls Schwermuth. Das Geräuſch
eriſcher Muſik erweckt den Muth zum Kampf.
majeſtätiſchen Stimmen der Orgel erheben
Gemüth zu höherer Andacht. Schon ſind
nke geneſen, durch die ſtärkende Macht des
angs, und Wahnſinnigen kehrte, auf dem wei-
Strome der Töne, die verlorne Beſinnung
der zurück. Bei vielen der geſitteſten Völker
Alterthums, gehörte die Anwendung der Mu-
zu den öffentlichen Anordnungen, die Sitten
r, den Geiſt erhabener, und den Sinn der ent-
iten Menge einiger zu machen. Damals war
Tonkunſt noch einfacher, der Geſang natur-
ßiger — beides mangelt unſern Tagen faſt ganz,
man den Zweck der Kunſt über Künſteleyen aus
Augen verlor, und die Bewunderung einer
hſamen Gelehrtheit Vielen köſtlicher dünkte, als

die Uebereinſtimmung der Töne, welche ihne
Schöpfer anwies, das ſchlummernde Gefü
wecken, und die Seele zum Aufſchwung in h
Regionen gleichſam zu beflügeln.

Alle Völker, ſobald ſie ſich nur aus dem ti
Staube der Thierheit zum Menſchlichen erh
kannten die überirdiſche Macht ſinnvoll geord
Töne. Der Wilde, in Wüſten und Wäl
kaum fähig die erſten Bedürfniſſe des Lebens
Erdboden abzugewinnen, fühlt ſchon die W
des Geſanges, und er erfindet früher das W
zeug zur Hervorbringung Ohr und Herz
rauſchender Wohlklänge, als den Pflug für
Acker. Bei allen Völkern, welche Religion
auch haben mögen, iſt die Tonkunſt eine B
terinn des Gottesdienſtes. Der Sterbliche
zugleich im Staub und im Himmel, im End
und Unendlichen athmet, hat den Geiſt, um
Irdiſche zu beherrſchen, und das Irdiſche, um
Geiſt zu vervollkommnen. Beide regen ſich i
bendiger Wechſelwirkung. Wenn ſich das L
mit allem Schmuck der Sinnlichkeit ziert, um
zen zu vergiften; warum wollet ihr der Tu
alle Waffen rauben, mit denen ſie das Sin
bekämpfen kann? Du geheſt in die Einſamkeit,
beteſt da oft mit glühender Andacht — aber
iſt's, das in der Einſamkeit, oder im Schooß
Natur, dieſer Andacht oft die ſtärkſten Sch
gungen lieh? Was war es, wann du ſtandeſt
die Pracht eines Sonnenaufgangs bewunde

vas dich zur Ehrfurcht und Anbetung des Höchſten hinriß? Wann unter dir die Ströme rauſchen, Nebelſäulen emporſtiegen aus den Thälern, die von Opferaltären; die Lerchen über dir im rothtrahlenden Goldgewölk ſangen, und die Wälder rbrauſten; war es nicht die Gewalt der Farben, er Zauber der Töne, der deine Sinne berauſchte, ein Blut ſchneller bewegte, Thränen in dein Auge, Gebete auf deine zitternden Lippen legte? Du aheſt, du hörteſt Gott in den Wundern ſeiner Huld, und deine Sinne verkündigten dir die Stärke des Allerhöchſten.

Wenn denn der Einfluß edler Umgebungen auf Sinne und Gemüth unzweifelhaft iſt: ſo wird eine weckmäßige und wohlgeordnete Veredlung des irchlichen Geſangs, Pflicht weiſer Obrigkeiten, enen Adel und Frömmigkeit ihres Volkes am Herzen liegt. Von allen Tönen, die uns durch hren Wohllaut entzücken, ſind menſchliche Stimnen die vollkommenſten. Durch die Stimme veründigt ſich der innere Zuſtand des Gemüths, oft ie volle Denkart der Menſchen. Anders tönt der Zorn, anders die Liebe, anders die Wehmuth, nders die Freude. Ohne die Sprache des Fremdlings zu verſtehen, ohne ihn mit unſerm Auen zu erblicken, erkennen wir ſeine Bewegungen us dem Klang, aus der Langſamkeit oder Eile einer Stimme. Wie beim Menſchen, ſo beim Thier. Der Vogel ſingt ſeine Seligkeit. Der Hund gibt durch ſeine verſchiedenen Töne die man-

cherley

cherley Zuſtände der Empfindungen zu erkennen. Des Löwen erſchreckliches Gebrüll, macht die trotzigſten Thiere der Wildniß beben, und entſpannt ihren Muth.

Was dem Auge die Farben, das ſind dem Ohr die Töne; was jenem die Geſtalten, ſind dieſem die Worte der Sprache. Aber, wie der Sinn des Auges edler iſt, als der Geruchsſinn, weil er der Seele einen größern Reichthum von Vorſtellungen zuführt: ſo iſt der Sinn des Gehörs edler, als der des Sehens. Ohne Gehör, wäre keine Sprache; ohne Sprache, keine Deutlichkeit der Vorſtellungen, keine Mittheilung der Gefühle und Gedanken. Der Taubſtumme iſt jedesmal eines der unbeglückteſten Weſen; für ihn fehlt die ſchönſte Seite der Schöpfung. Kein fremdes Herz kann ſich in das Seinige ergießen; keine Vorwelt hat für ihn gelebt, ihre Erfahrungen ſind für ihn verloren; ihre Tugenden dauern ohne ſeine Bewunderung; er lernt die Gebräuche des Lebens, aber nicht die daran geknüpften höhern Begriffe; ſeine Einſichten ſind verworren, denn nur was wir in Worten denken, wird beſtimmt und klar gedacht — alles andere iſt ein undeutliches Hinbrüten. Für ihn bleibt die Gottheit dichter verſchleiert; er ahnet ſie, aber in dunkeler Ferne. Sein Leben iſt ein Gewohntſeyn; die Natur und Menſchheit für ihn ein räthſelvolles Schauſpiel, das an ſeinen Augen vorüberzieht, ohne Plan und Zweck. Heil den Menſchenfreunden,

den, den Edlen, welche die göttliche Kunſt erfanden und übten, erbarmensvoll den Taubſtummen aus ſeiner Verſtoßung aufzurichten, und ihm, durch den Sinn des Auges, die Vorſtellungen von dem Unſichtbaren zu geben, welche wir nur durch das wunderbare Mittel der Sprache empfangen! Sie ſind Seelenretter, denen der ſchönſte Ehrenkranz der beſſern Menſchheit gebührt; ſie ſind Vormünder der Allverwaiſeten, welche ſie zur Gottheit und Ewigkeit mit ſich leiten.

Umſonſt erforſchen wir den Bau des kunſtvollen Werkzeuges, durch welches wir Töne vernehmen, die unſere Seele rühren, belehren, erheben. Eine durch die Luft fortgeſetzte Bewegung der Töne dringt zu unſerm Ohr, eingerichtet durch ſeine äuſſere Geſtalt, Klänge aufzufangen, und ungeſchwächt durch einen Irrgang zuſammenhangender Hölen, zu dem darin ausgebreiteten Nervenmark zu führen. Die hier mitgetheilte Erſchütterung, pflanzt ſich zu unſerm Vorſtellungsvermögen fort — wir nennen es Hören. Die Luft, in welcher ſich die Töne bilden, gleicht einem immer bewegten, unſichtbaren Meere, in welchem wir leben. Wie der ins Waſſer geworfene Stein, die ſtille Oberfläche deſſelben bewegt, auf derſelben kleine Wellenringe bildet, die ihre Erſchütterung nach der Ferne ausdehnen, immer weiter, immer größer, immer ſchwächer werden: ſo der in die Luft hinausgeworfene Klang. Hätten wir ein ſo verfeinertes Auge, daß wir, wie die Bewegungen des Waſſers,

auch durch die Töne entſtandene Luft-Erſchütterungen und Luftwellen ſehen könnten: wir würden neue Wunder erblicken, von welchen wir jetzt kaum eine Ahndung haben. Ohne Zweifel bilden alle Töne gewiſſe regelmäßige Geſtalten, in dem uns umſchwimmenden Elemente. Wir wiſſen dies aus denjenigen bewundernswürdigen Geſtalten, welche der auf einer vom Geigenbogen geſtrichenen Glasſcheibe ausgeſtreute feine Sand im Augenblick bildet, da der Klang das Glas erſchüttert. Der gleiche Ton malt hier dem Auge auch immer die gleichen Linien, Punkte und Sterne von Staub. Was die Glasſcheibe hervorbringt in Flächenbildern, das erzeugen auch gewiß die Schwingungen der Luft mit gleicher Ordnung, aber in gewaltigern Ausdehnungen in Höhe, Tiefe und Weite.

Wie wir mit zwei Augen doch jeden Gegenſtand nur einfach ſehen, ſo hören wir auch, mit zwei Ohren nur einfach. Welche unermeßliche Uebereinſtimmung und Genauigkeit muß alſo in der Bildung der Gehörgänge und Nerven Statt finden! Der zarteſte, von keinem menſchlichen Auge erkennbare, Unterſchied, würde Verwirrung erzeugen müſſen. So finden wir, in der That, bisweilen, daß Perſonen, welche ſehr beſtimmt und leiſe hören, das Nahe wie das Ferne, doch die Klänge nie in ihrer ganzen Reinheit vernehmen. Dies erhellet beſonders, wenn ſie ſich vorſetzen, ſolche im Geſange nachzuahmen. Das falſche Gehör ſcheint aus einer geringen Abweichung in

den

en innern Bildungen beider Gehörwerkzeuge zu ntſtehen, und es würde verſchwinden, wenn ſie en Ton nur mit einem einzigen Ohre hören nögten.

Geruch, Geſicht und Gehör werden mit Recht ie edlern unſerer Sinne genannt, denn ſie ſind es, welche unſern Geiſt am meiſten mit Erfahrungen ller Art bereichern. Wie der Geruch am meiſten nit dem Erinnerungsvermögen zuſammenhängt; as Sehen hingegen dem Gedächtniß wie der Einbildungskraft den meiſten Stoff von der Auſ- ſenwelt zuleitet: ſo iſts der Gehörſinn, welcher am unmittelbarſten nicht nur auf Gedächtniß und Ein- ildungskraft, ſondern auch auf die Empfindungen nd deren Belebung wirkt. Wer aber wagt es, ie geheimnißvolle Verwandtſchaft äuſſerer Klänge nd innerer Gefühle zu erklären? Wir vermögen s nicht, ſo lange uns die in der Natur wohnenden Kräfte in ihrer Verbindung dunkel ſind.

§. 20.

Der einzelne Schrey des Thieres wird von Thieren der gleichen Gattung verſtanden, und der ängſtliche Ton der Henne, bei Wahrnehmung des n den Lüften drohenden Raubvogels, wird von den Küchlein verſtanden, die kaum das Licht geſehen, und ſich unter die Flügel der rufenden Mutter ver- bergen. Jeder Ton, den das Thier ausſtößt, iſt Stimme der Natur und keine Sprache. Denn Sprache iſt aus willkührlichen Tönen zuſammenge-

ſetzt, die erſt durch Aufnahme ins Gedächtniß langſam erlernt werden müſſen. Aber es iſt Verwandtſchaft zwiſchen den Stimmen der Thiere und ihren Gefühlen. Die Jüngſten verſtehen die Aelteſten. Ein Ton iſt genug, um die mit demſelben verwandte Empfindung, ſympathetiſch in einem andern Thiere gleicher Gattung, lebendig zu machen. Daſſelbe findet auch unter den Menſchen Statt, aber doch nicht in ſolcher Vollkommenheit; denn auch der Säugling erwiedert ſchon das Lächeln der Mutter und ihren ſchmeichelnden Ton mit ſüßem Lächeln, ſo wie das Weinen Mitleid und Wehmuth erregt. Allein was bei den Thieren Naturklang und Einheit mit der Natur iſt, das iſt bei dem Menſchen ſchon Sache der Seelenkräfte, des Gedächtnißes, des Urtheils, des Einbildungsvermögens — es iſt erlernte Sache. Nur weil wir ſchon ſelbſt geweint haben, verſtehen wir das Aechzen des Trauernden; weil wir ſelbſt gelacht haben, verſtehen wir vom Fremdling den Ton des Gelächters; weil wir die Folgen drohender Stimmen kennen lernten, erſchrecken wir vor dem donnernden Rufe des Zorns.

Am reinſten erblickt der Menſch die Naturverwandtſchaft ſeiner Gefühle mit äuſſern Tönen noch in der Muſik wieder. Und eben dadurch wirkt dieſelbe mit ſo unwiderſtehlicher Macht auf die Gemüther der unwiſſendſten Wilden, die noch kaum eine Sprache erfanden, wie auf das Herz des gebildetſten Menſchen. Wenn gleich andere Ge-

ſchöpfe

höpfe den Menſchen in demjenigen übertreffen, as man Verſtändniß der Naturſtimmen heißen önnte, iſt dies doch ſo wenig ſein Nachtheil, als aß er in Rückſicht der Vollkommenheit anderer Sinne oft den Thieren nachſtehen muß. Son- ern wir erkennen darin die Weisheit des göttli- hen Schöpfers, die den Sterblichen zwang ſeine Zuflucht zur Entwickelung des ihm verliehenen un- terblichen Geiſtes zu nehmen. Das Thier iſt mit er Natur alles Irdiſchen eins; der Menſch iſt mit er Natur des Irdiſchen, durch ſeinen Geiſt ent- weyt. Er ſelbſt iſt eine höhere Kraft, eine ſelbſt- tändige, willkührliche, über geringere Kräfte herr- chende. Wo aber Herrſchaft iſt, da endet ie Gleichheit und vollkommene Einheit. Darum ſt das Thier ganz eins mit der Natur, weil es, us geringern Kräften geformt, ſich nicht zur Herr- chaft erheben kann. Des Menſchen Geiſt hinge- en ſtrebt gewaltiger empor, er erkennt ſich ſelbſt ls edler, und unterwirft ſich nur den ewigen Ord- ungen des Naturganges, weil auch ſein Werk- eug, der Leib, die Frucht niederer Kräfte iſt, die n das allgemeine Reich der Sinnenwelt gehören. Der Geiſt ſucht ſich eine andere Welt. Er denkt Gott, Ewigkeit, Freiheit. Dahin kann die Seele eines Thieres ſich ſchwingen.

Darum iſt die Sprache der Vorzug des Men- ſchen; er theilt mit keinem andern ihm bekannten Geſchöpfe das Vermögen, ſich durch willkührlich geſchaffene Klänge, die feinſten ſeiner Empfindun-

gen,

gen, die erhabenſten ſeiner Vorſtellungen mitzutheilen. Er verrichtet Wunder, die er ſelbſt nicht in ihrer Möglichkeit vollkommen begreifen kann. So wie Gott auf wunderbare Weiſe den menſchlichen Geiſt in den Staub des Erdenſterns einkleidete, ſo hüllt der Menſch den Gedanken, dieſe geiſtige Frucht des in ihm vorhandenen Göttlichen, in irdiſche Luft, und ſendet ihn in dieſer Hülle, Wort genannt, dem horchenden Sinne des Mitbruders zu. Die Luft vereint im Ohre deſſelben, der Leichnam des Gedankens ſtirbt, aber das Geiſtige dringt über in den Geiſt des Mitbruders, und vermählt ſich demſelben. Dies heißt Sprache.

§. 21.

Die Sprache entwickelt ſich unter den Völkern der Erde mit ihrer Vernunft. Der roheſte Wilde bezeichnet die nothwendigſten ſeiner Bedürfniße, und die alltäglichſten Dinge des Lebens um ſich her mit einfachen Lauten, in denen er theils den Ton der Dinge ſelbſt, theils denjenigen nachahmt, welchen er von ihnen angenehm oder unangenehm berührt, ſelbſt auszuſtoßen pflegt. So entſtand die Sprache. So finden wir ſie noch jetzt unter wilden, nackten Bewohnern entfernter Himmelsſtriche in ihrer urſprünglichen Dürftigkeit. Mit der Erweiterung der Erfahrungen, Kenntniße, Bedürfniße und Verhältniße, wächſt der Reichthum der Worte und Benennungen an. Eine Nation erbt und lernt von der Andern, ein Zeitalter vom Andern.

dern. Daher finden wir, auch in den Sprachen der heutigen Völker, noch viele gleichlautende Bezeichnungen gleicher Gegenſtände, die im früheſten Alterthum dieſelben waren, und wir erkennen in der Sprache unſers Vaterlandes, unſere Abſtammung von uralten Völkern des Morgenlandes, deren Nachkommen daſelbſt mit uns in vielen Dingen einerley Worte gebrauchen. Es iſt genug, daß eine Nation entweder abgeſondert von andern leben, oder in genauen Verbindungen mit andern, oder daß ſie ihren urſprünglichen Wohnſitz ändern muß: mit dem Laufe der Jahrhunderte verwandelt ſie die Sprache. Andere Bildung des Volks, erzeugt andere Worte; ein anderer Himmelsſtrich, der auf die Sprachwerkzeuge einwirkt, erzeugt andere Tonbildungen. Es war der Wille der Gottheit, daß auch in den Mittheilungsarten der menſchlichen Geiſter durch Sprache die größte Mannichfaltigkeit herrſche, wie überall und in allen Dingen der Schöpfung.

Die Verſchiedenheit der Sprachen iſt eine weiſe Anordnung der göttlichen Vorſehung. So bequem es auch ſcheinen mögte, wenn alle Bewohner des Erdkreiſes durch einerley Zunge ſich ſogleich gegenſeitig verſtändigen könnten: mit ſo vielen Nachtheilen würde es für die Freiheit der Völker und ihrer Geiſtesthätigkeit verbunden ſeyn. Eigene Sprache gibt eigene Denkart dem Volke. Verſchiedenheit der Sprachen begründet die Verſchiedenheit der Nationen. Wo aber dieſe iſt, da finder

det edler Wetteifer Statt. Das Beiſpiel der Einſicht, Aufklärung und des Wohlſtandes der Einen, reizt die Andern zur Nachahmung. Die Verſchiedenheit der Sprachen veranlaßt Verſchiedenheit der Anſichten und Kenntniße. Wie die Mannichfaltigkeit derſelben unter einzelnen Menſchen zum Widerſpruch, der Widerſpruch zur Kraftentwickelung, die Entwickelung der in uns wohnenden Kraft zu dem führt, was gut und wahr und recht iſt: ſo geſchieht es auch von Nationen zu Nationen. Darum ſoll im Weltall kein todtes Einerley, ſondern ein immerwährendes Ringen von Kraft gegen Kraft ſeyn, daß aus der Gährung des Ganzen ein immer Vollendeteres hervorgehe.

Ueberall in der Körper- wie in der Geiſterwelt, iſt das gleiche, große, alles leitende Geſetz! Ueberall, o Ewiger, Allweiſer, dein erhabener Wink, daß Alles, was da iſt, nur zur Veredlung unſerer unſterblichen Seele wirke. Dieſe iſt es, zu deren Erzieherinn Du alle Naturkräfte, alle Schickſale erſchufeſt. Damit ſie ſich entfalten möge zu ihrer Herrlichkeit, gabeſt Du uns die Wundermacht der Sinne, den Reiz der Gefühle, die Zartheit des Geſchmacks; füllteſt Du die Luft mit Düften, enthüllteſt Du der Weſen Formen und Farben, bewegteſt Du uns durch Töne und Sprache.

§. 22.

Obſchon wir in der ganzen Schöpfung des Weltalls eine unverkennbare Stufenleiter der Weſen wahrnehmen,

hrnehmen, ſo iſt doch in der Meinung, die Man ſich von dieſer Stufenleiter machen, ein ſchreck- er Irrthum. Denn es fehlt, leider, nicht an nſchen, welche nicht nur in ihrer Selbſtſucht riſch ſind, ſondern ſogar ein Vergnügen darin en, ihre höhere Würde abſichtlich zu verläug- , und den Menſchen für eine höhere Thierart uſehen, die ohne Aehnlichkeit mit Gott iſt, und Tode ebenfalls vernichtet bleibt. Es fehlt nicht Solchen, welche allen Witz aufbieten, die Ma- ät des Menſchen zu verſpotten, und darzuthun, vom Weiſeſten der Sterblichen bis zum Af- , vom Affen bis zum Wurm, vom Wurm bis Thierpflanze, von der Pflanze zum Kryſtall Stein, Alles eine Reihe unmerklicher Abſtu- gen von Geſchöpfen ſey. Sie wollen die un- eßliche Kluft nicht ſehen, welche zwiſchen dem eſten unwiſſendſten Wilden und dem klügſten r Thiere liegt, damit ſie der Hoheit ihrer thie- hen Gelüſte deſto frecher und lauter das Wort en können. Doch iſt es kein vergebliches Wort, ches die heilige Schrift ſpricht: Gott ſchuf n Menſchen ihm zum Bilde. Laut euget dieſes alles was uns umringt. Es iſt , daß der Menſch ſich von ſeiner eigenen Maje- t, von ſeiner ungeheuern Verſchiedenheit von Thieren, lebhaft überzeuge, damit er deſto eigter werde, der Gottheit ähnlich zu handeln, zum Ebenbilde er geſchaffen worden. Kein ier ſorgt und ſammelt, aus eignem Triebe, für

die Menſchen Nahrung ein, in der Abſicht, dieſelben damit zu erhalten. Aber der Menſch ſammelt auch für das Thier, dem er die Freiheit raubte, um es zu ſeinem Nutzen zu gebrauchen. Kein Thier übt Herrſchaft über das menſchliche Geſchlecht; wohl aber dieſes über das geſammte Thierreich. Man kann es nicht läugnen, daß auch der einfältigſte Menſch im Stande iſt, das klügſte der Thiere zu meiſtern und zu leiten; er macht es ſich dienſtbar zu mancherley Zwecken, und das zwar weniger durch überlegene Stärke und Geſchicklichkeit, als durch die Gewalt ſeines Geiſtes, indem er beobachtet, überlegt und Zwecke hat, für welche er Mittel erfindet. Wir finden niemals unter den Thieren, daß ſie, ſo ſtark oder klug ſie auch ſeyn mögen, andere, im eigentlichen Sinne, beherrſchen, und zu ihrem Gebrauch dienſtbar machen, ſich von ihnen Nahrung ſuchen, Wohnungen bauen, Wunden heilen, oder ſich bewachen laſſen. Zwar das Stärkſte frißt oder ſchreckt das Schwächere; aber unter ihnen iſt keine Rangordnung. Alle ſind von gleicher Natur, von gleichen Bedürfniſſen; jedes iſt und bleibt, was es ſeiner Art nach war.

Der Menſch theilt ſich Wünſche, Abſichten, Vorſtellungen und Gedanken, von denen gar kein Gegenſtand in der irdiſchen Welt vorhanden iſt, vermöge der Sprache mit. Aber das Thier hat nur eine Stimme, um ſeine angenehmen oder ſchmerzlichen Empfindungen auszudrücken. Der

Menſch

Renſch beſitzt Vernunft, dadurch iſt er des Wun=
ers der Sprache mächtig. Er kommt nicht da=
um zur Vernunft, weil er ſprechen kann, ſondern
urch die Vernunft gelangt er zur Sprache. Wir
iſſen, daß die Zungen vieler Thiere ſehr geſchickt
um Sprechen eingerichtet ſind; ſie lallen nach,
as wir ſie lehren, aber ſie verſtehen nicht, was
e reden. Es fehlt ihnen alſo nicht das Vermögen
u ſprechen: ſondern der Gedanke zum Sprechen.
Sie haben keine Denkkraft, fähig auſſerſinnliche
Vorſtellungen hervorzubringen.

Es läßt ſich nicht läugnen, der menſchliche Kör=
er beſteht, wie der thieriſche, aus irdiſchen Stof=
en. Er empfindet daher wie das Thier; er be=
ehrt wie das Thier; aber das Thier kann ſich
icht rühmen, den Gott ähnlichen, zum Ergründen,
Forſchen, Erfinden und Herrſchen geeigneten Geiſt
u beſitzen. Es iſt nichts ähnliches darin beim
Thiere mit dem Menſchen. Hier iſt auch keine all=
mähliche Emporſtufung der Thierheit zur Menſch=
eit, keine Abſtufung unter den Menſchen bis zum
Thiere. Der Armſeligſte unter den Wilden, der
Dümmſte unter den Menſchen, hat noch Begriffe,
Vorſtellungen, Gedanken, welche auch die klüg=
ten aller Thiere nicht hervorbringen können. Die
menſchliche Dummheit, welche an das Thieriſche
u gränzen ſcheint, iſt nichts als eine Wirkung der
ehlerhaften Beſchaffenheit ſeiner innerlichen See=
enwerkzeuge, ſeines Knochen= und Nervenbaues.
Dieſe fehlerhafte Beſchaffenheit iſt alſo etwas Zu=

fälliges.

fälliges. Geiſtarme Menſchen ſind keine beſondere Menſchenart, ſondern nur in ihrem innern Bau beſchädigte Perſonen. Sie können oft Eltern ſehr kluger und geiſtreicher Kinder ſeyn. Folglich iſt und bleibt zwiſchen dem geiſtarmen Sterblichen und dem klügſten Thiere, eine unendlich leere Kluft, die durch nichts, durch keine Zwiſchengattung von Geſchöpfen ausgefüllt iſt. Auch ſind Perſonen, die wir arm an Geiſte nennen, nicht am Geiſte, ſondern nur an denjenigen innern Mitteln und Werkzeugen arm und mangelhaft, durch welche ſie ihren Geiſt wirkſam erſcheinen laſſen können; ſo wie ein kluges verſtändiges Thier, dem wir einen gewiſſen Grad Vernunft beilegen, wirklich keine Vernunft, ſondern nur einen wunderbaren, bloß auf ſeine Erhaltung abzweckenden dunkeln Trieb beſitzt, den man Inſtinkt zu nennen pflegt. Auch der Menſch, inſofern er einen Leib hat, iſt mit ſolchen Inſtinkten begabt. Wer lehrt, zum Beiſpiel, den Magen die wunderbare Arbeit des Verdauens? Wer lehrt das kaum geborne Kind die Mutterbruſt ſuchen? Wird man deswegen ſchon ſagen, der Säugling habe ſchon Ueberlegung und reife Urtheilskraft? Warum ſchließt das Kind, dem noch Niemand ins Auge geſtoßen, ſchnell die Augen, wenn man plötzlich dahin mit der Hand zu fahren ſcheint? iſt dieſes ſchon Klugheit? ſchon wirkliche Aeuſſerung des Verſtandes? Nein, es iſt ein dunkler unwillkührlicher Naturtrieb — Inſtinkt.

§. 23.

§. 23.

Desgleichen iſt es auch mit dem beſchaffen, was wir bei Thieren für Verſtand und Klugheit zu halten, oder, doch immer mit Unrecht, ſehr uneigentlich alſo zu benemmen pflegen, weil die Aeuſſerungen dieſer Naturtriebe oft ſo wunderbar, und wenn ſie mit ſtarkem Gedächtniß verknüpft ſind, ſo täuſchend erſcheinen, daß wir ſie für Wirkungen eines Verſtandes und einer Vernunft zu halten geneigt werden. Ein Thier kann gelehrig ſeyn, vermöge ſeines Gedächtnißes. Aber es kann Seinesgleichen nicht wieder in dem, was es lernte, unterrichten. Dazu mangeln Verſtand und Vernunft auch dem ſcheinbar verſtändigſten Thiere. Kein Thier lernt vom andern. Es thut, was es thut, durch Anſpornung ſeiner Natur. Man entdeckt darin oft ſo auſſerordentliche Weisheit, Vorſicht und Sorgfalt, daß der einſichtsvollſte Menſch es unbegreiflich findet, wenn er nicht annehmen ſoll, das Thier habe auch Ueberlegung und Vernunft. Und doch iſt das Thier ohne den Gedanken. Aber was wir betroffen anſtaunen, iſt der Gedanke des allweiſen Schöpfers. Eine junge Spinne, wenn ſie, ſobald ſie dem Ey entſchlüpft, fern von allen andern Spinnen iſt, folglich von ihren Aeltern nicht unterwieſen werden kann, was ſie nun zur Erhaltung ihres Lebens thun müſſe, verſteht es ſogleich eben ſo gut als ihre Mutter, die Fäden zu weben, mit erſtaunlicher Regelmäßigkeit dieſelben zu ordnen, und die

Fliege darin zu fangen. Jede weiß das zarte Netz auf die für ſie vortheilhafteſte Weiſe zu bilden, die Eine, ſenkrecht zwiſchen Zweigen, wo die Hauptfäden wie Strahlen vom Mittelpunkt unter gleichen Winkeln ausgehen, und die Querfäden, in genau berechneten Verhältniſſen zu einander, herumlaufen; die Andere, beutelförmig in den Ecken der Fenſter und Mauern, wo ſie wiſſen, daß Beute für ſie kommen müſſe; die Dritte hängt ihr trichterförmiges Gewebe an Pflanzen beim Waſſer. Jede trifft die zweckmäßigſten Anſtalten, ohne ſie vorher gekannt oder gelernt zu haben.

Aber unter allen Inſekten iſt keines ſo reich an wunderbaren Eigenſchaften, als die Biene. Sie iſt eines von den Meiſterwerken des allmächtigen Gottes in ihrer Art. Kaum findet man unter dem geſammten Thierreiche etwas, das der kunſtreichen Stadt von wohlgeordneten Zellen der Bienen, an die Seite geſtellt werden könnte; da wohnen, leben und weben ſie alle in der ſelbſtgebauten Stadt; alle nach gleichen und unveränderlichen Geſetzen; alle für einander ſchaffend; alle unter einem Haupt, nämlich, einer Königinn, der Mutter aller. Die Regelmäßigkeit, mit welcher ſie ihre Wohnungen einrichten, iſt für die größten Künſtler unter den Menſchen ein Gegenſtand des Erſtaunens. Mit gleicher Gewandtheit bauen die Familien der Weſpen ihr Neſt, bald, indem ſie es ſicher vor Sturm und Regen, an verfaultem Holz oder in Mauerlöchern befeſtigen; oder, wie aus zartem, grauem

Papier

Papier, blåtterig gebildet, einen halben Fuß tief in die Erde errichten, mit vielen tauſend kleinen Zellen verſehen. Mit welchem Fleiß und wie ſinnreich arbeiten die thåtigen Ameiſen, deren Staat, aus vielen tauſend Mitgliedern beſtehend, ein wohlgeordnetes Ganze iſt. Jedes einzelne Thierchen hat darin ſeine Beſtimmungen und Geſchåfte; jedes kennt ſeine Verrichtungen, ſeine Straßen und was fehlt. Die Haushaltung und Lebensart und die Fåhigkeiten vieler vierfüßigen Thiere aber, ſind dem Menſchen viel bekannter. Wer hat nicht von der ſcheinbaren Verſtåndigkeit des Elephanten gehört, oder von der Liſt des Fuchſes, mit welcher er ſeinem Raube auflauert, oder ſeinen Feinden zu entrinnen ſucht? Schlau und vorſichtig, nichts übereilend, richtet er ſich allezeit nach den Umſtånden. Er legt ſeine Hǒhle am Rande der Wålder oder in der Nåhe der Dǒrfer an, wo für ihn Beute iſt, und verbirgt den Eingang ſeines Aufenthaltes klüglich. Unermüdlich lauernd, erhaſcht er endlich ſeinen Raub, bedeckt ihn mit Moos, verſteckt ihn ſorgfåltig, damit ihn Keiner finde, und geht nach neuem aus. Kein Vogelneſt iſt vor ihm ganz geſichert; ſelbſt den Weſpen und Bienen macht er den Krieg, um ihren Honig zu erobern. Und doch iſt alle ſeine Liſt kaum vorzüglicher, als die der Katze, mit welcher ſie den Måuſen auflauert; oder der Spinne, die im Verborgenen das Glück ihrer zarten Netze verſucht; ſeine Kunſt kaum bedeutender, als die der Biene, die, ohne langes Ueberlegen,

die ſchwere Aufgabe löſet, in der kürzeſten Zeit das zweckmäßigſte Gebäude für ſich im möglichſt kleinſten Raume und mit der größten Erſparniß zu errichten.

Von allen uns bekannten Thieren, iſt vielleicht der Hund durch ſeine höhern Fähigkeiten am merkwürdigſten. Mehr als jedes andere, hält er ſich zum Menſchen, überläßt ſich deſſen Herrſchaft, ſcheint ihn zu verſtehen und Vergnügen darin zu finden, ihm zu dienen. Gelehriger als alle andern Thiere, thut er, was ihm befohlen wird; jagt das Wild, bewacht Haus und Hof, vertheidigt ſeinen Herrn, und beobachtet deſſen Mienen, deſſen Stimme, um ſeinen Willen zu errathen. Seine Treue und Anhänglichkeit iſt rührend. Der Hund iſt das einzige Thier, welches in ſeiner Zuneigung zum Menſchen, lieber das Leben, als die Treue aufopfert; ſeinen Herrn und deſſen Freunde immerdar kennt; der es hört und darauf achtet, wenn man ihn beim Namen ruft. Dennoch iſt alles was wir an ihm Verſtand oder Gedanken nennen, nur eine Selbſttäuſchung von unſerer Seite. Der Hund, mit dem reizbarſten Empfindungsvermögen der thieriſchen Seele begabt, zeigt nur wie viel dieſe, auch ohne Geiſt, zu leiſten fähig iſt. Daß er ſich zähmen und zum Diener des Menſchen verwandeln läßt, iſt die Wirkung der gleichen Urſache, welche den Adler bewegt, ſein Neſt an den Gipfel der höchſten Felſen zu bauen, von wo er in weiten Fernen umher ſeine Nahrung ausſpähen

kann. Seine Treue iſt die bindende Macht
Gewohnheit; ſeine Gelehrigkeit iſt die Frucht des
ächtniſſes, oder der Erinnerung angenehmer und
ngenehmer Eindrücke bei gewiſſen Handlungen.

§. 24.

Doch auch dem Hund, wie allen Thieren,
der Gedanke. Er kann lernen, aber ſeine
gen nicht das Erlernte wieder lehren. Em-
dung und Gedächtniß, verbunden mit der
ht des Inſtinktes, iſt der Inbegriff aller thie-
en Fähigkeiten. Kein Thier hat eine Vor-
ung von dem was wahr und gerecht iſt; kein
er eine Vorſtellung von der Verknüpfung der
chen und Wirkungen; nur das, was es im-
gewohnt iſt beiſammen, oder nach einander fol-
, zu ſehen, das glaubt es immerdar verbunden.
rum zittert der Hund vor der donnernden
mme ſeines Gebieters, der oft ſchmerzliche
handlungen folgten; aber eben deswegen rächt
h auch oft mit den Zähnen an dem nach ihm
orfenen Stein, ſtatt an demjenigen, der ſolchen
uderte. Kein Thier hat Sinn für das Erha-
und Schöne. Ihm ſind der Pallaſt, der
htvollſte Tempel und die elendeſte Hütte, die
ſte Muſik und das Gehör durchſchneidenſte
reiſche gleichbedeutend. So hat weder die
ne noch die Spinne einen Sinn, die Vortref-
eit und hohe Zweckmäßigkeit ihrer Arbeit ein-
hen, ſo wenig als der menſchliche Säugling
die

die weiſe Einrichtung erkennt, mit der ſein Inneres thätig iſt, die eingeſogenen Nahrungstheile ſeines Körpers umzuſchaffen, oder vermittelſt welcher Empfindung er fähig iſt, die empfangene Milch zu verſchlucken. Und doch thut er es, und weiß daß er es thut, ohne zu wiſſen warum?

Hätten die Thiere auch nur den geringſten Theil jenes göttlichen Lichtfunkens, der die innere Welt des Menſchen erleuchtet: ſie würden nicht immer in ihren Arbeiten und Lebensarten die Gleichen bleiben. Aber ein Thier treibt ſein ihm von der Natur gegebenes Geſchäft, nicht beſſer und nicht ſchlechter, als das andere; da iſt keine Abwechſelung, keine Vervollkommnung ihrer Einrichtungen. Wie ſeit den Schöpfungstagen der Sperling und Falke ihre Neſter flochten, der Biber ſeine kunſtvolle Höhle am Waſſer baute, ſo geſchieht es noch heute ſeit Jahrtauſenden, ſo noch in folgenden Jahrtauſenden. Jede Thiergattung, jede Pflanzengattung ſind die Gleichen geblieben. Aber der Menſch nicht alſo. Nur ſein Leib, in ſofern derſelbe thieriſcher Natur iſt, hat keine Vervollkommnung erfahren; er beſteht und handelt in den alten Naturtrieben. Hingegen der Geiſt, dieſer Strahl aus Gott, iſt nicht immer der gleiche. Er, im ewigen Kampf mit der ihn verdunkelnden Thierheit, erhebt ſich in Majeſtät über das Ganze der Natur, und erkennt ſich, die Welt, die Herrlichkeit Gottes. Ein Wille, unabhängig von den Naturtrieben, herrſcht ſelbſt über dieſe. Dadurch

ird er zum Ebenbilde ſeines Schöpfers. Je öher der Geiſt über dem Einfluß der Sinnlichkeit eht; je mehr er das Nützliche dem Eiteln, das Gerechte dem blos Nützlichen, das Gütige dem los Gerechten vorzieht; je mehr er eigenes irdiſches Wohl über das Glück ſeiner Freunde und Feinde ergeſſen kann; um ſo ähnlicher wird der Geiſt des Menſchen Gott, der weltbeſeligend ſeine Sonne ufgehen läßt über Sünder und Fromme.

§. 25.

Wir haben nun ſchon aus den vorhergehenden Betrachtungen erſehen, wie mannichfaltig die Kräfte nd Fähigkeiten der Thierwelt ſich äuſſern; wir aben die verſchiedenen Punkte, in welchen das Thier an den Menſchen zu gränzen ſcheint, in Erägung gezogen, und den großen Vorrang, wohl als die höhere Würde des Menſchen, ar daraus erkannt. Aber dieſe Erkenntniß unſer höheren Würde, muß nicht der alleinige Zweck nſeres Forſchens ſeyn, raſtlos müſſen wir von ner Stufe deſſelben bis zur andern ſteigen, bis h endlich dem Auge unſeres Geiſtes die Geſammtit des für uns Erkennbaren dargeſtellt hat; und ur alsdann, wenn Glaube, Vernunft und Erfahung ſich in ſchöner Harmonie vereinigen, gelangen ir zu der ruhigen Ueberzeugung, die alles Zweiln ausſtößt. Aber nicht ſtehen bleiben dürfen ir bei dem bloßen Erkennen; auch thätig und hne Menſchenfurcht müſſen wir das Erkannte aus-

denn wir würden einzeln, weder Waffen, Mittel noch Kleidung haben, um uns gegen wilde Thiere, Hunger, Kälte und Hitze fortwährend zu ſchützen; und mehr als alles dieſes, würde der Menſch des Menſchen eigener und größter Feind und Zeſtörer ſeyn, denn ohne Begriff von Recht und Unrecht, von Tugend und Laſter, würde der Stärkere beſtändig den Schwächern zu unterdrücken ſuchen; und kein Geſetz würde Recht ſprechen, ſondern Gewalt und Stärke würden ſtatt Recht obwalten.

Aus dieſem läßt ſich ſchon die Nothwendigkeit einer bürgerlichen Verfaſſung deutlich erkennen; allein die Nützlichkeit des geſellſchaftlichen Beiſammenlebens und des bürgerlichen Vereines wird erſt offenbar, wenn wir einen Blick auf die Wirkungen deſſelben werfen. Arm und nackt gieng der Menſch aus der Hand der Allmacht hervor, unbekannt mit ſich ſelbſt und der ganzen ihn umgebenden Welt. Er war zum Könige der Erde geſchaffen, und hatte von der Natur nichts erhalten, womit er ſeine Herrſchaft über das unter ihm ſtehende Thierreich hätte ausüben können. Die Natur hatte ihm nicht Kraft genug gegeben, um ſich mit dem Löwen zu meſſen, ſie hatte ihn ſchutzlos gelaſſen gegen das Horn des Stiers, ſie hatte ihm nicht einmal einen Pelz zum Schutz gegen rauhe Witterung gegeben. Aber dafür gab ſie ihm den mit Vernunft begabten Geiſt, durch welchen er ſeine Vorrechte geltend zu machen vermogte. Die Noth war ſeine erſte Lehrerinn, denn ſie zwang ihn,

die

die in ihm liegende Kräfte zu gebrauchen; dadurch ward er näher mit ſich ſelber und ſeinem Vermögen bekannt, und durch die Erkenntniß ſeiner Macht wuchs ſein Muth, welcher ſeine Kraft zu neuen Unternehmungen anfeuerte. So bewieſen ihm ſeine gelungene Verſuche, daß er durch Ernſt, Fleiß, Muth und ausdauernde Kraft, ſogar das zu Stande bringen könne, was ihm Anfangs unmöglich ſchien.

§. 2.

Werfen wir einen Blick auf die Natur des Menſchen, und fragen die Geſchichte um Aufſchluß, ſo wird uns die unumgängliche Nothwendigkeit einer geſetzlichen, bürgerlichen Verfaſſung, keinen Zweifel mehr übrig laſſen, daß der zum Glück erſchaffene Menſch, dieſes Glück nur in dem Beiſammenleben mit ſeines Gleichen erlange. Zwar haben einige Männer, die wirklich auf geſunde Vernunft Anſpruch machten, die Behauptung gewagt, daß der Menſch glücklicher ſeyn würde, wenn er gleich dem Thiere, auf allen Vieren die Wildniß durchirrte. Allein alle Scheingründe einer prunkenden Gelehrſamkeit, prallen unwirkſam am Panzer des ſchlichten Menſchenverſtandes ab, und Jean Jacques Rouſſeau hätte beſſer gethan, wenn er die Träumereyen ſeiner ſchwärmenden Phantaſie, der Welt nie bekannt gemacht hätte. Ueberhaupt darf der Menſch getroſt auf die Natur vertrauen, und wäre die Geſellſchaftlichkeit dem

Wohle

Wohle der Menſchen zuwider: wahrlich der Genius der Menſchheit würde Sorge getragen haben, daß ſie ſich nie vereint hätten.

Freilich werden durch das geſellſchaftliche Beiſammenleben auch Uebel erzeugt, von welchen der rohe Naturmenſch nichts weiß; allein es werden darinnen auch Tugenden erzeugt, von denen er ebenfalls nichts weiß. Der rohe Wilde iſt nicht geeignet die Erhabenheit chriſtlicher Tugenden zu empfinden; er überläßt ſich blind den Eingebungen ſeiner Sinnlichkeit.

Umgang mit ſeines Gleichen, macht die Sitten des Menſchen feiner und milder; Einſamkeit macht ſie rauher und wilder.

Ja, bei genauerer Betrachtung ergibt ſich, daß die Natur ſelbſt, den Menſchen zum Vereine mit ſeines Gleichen genöthigt hat; denn die langſame Entwickelung der körperlichen ſowohl als geiſtigen Kräfte des Kindes, ſind davon ein klarer Beweis. Kein Thier bedarf ſo lange und anhaltend, der Pflege und Wartung ſeiner Eltern, wie der Menſch. Bei weitem der größte Theil der Thiere, iſt ſchon in und von den zwei erſten Monaten fähig ſich ſelbſt durchzuhelfen, und für ſeinen eigenen Unterhalt zu ſorgen. Allein der Menſch bedarf oft zwanzig und mehrere Jahre dazu. In dieſer Einrichtung läßt ſich der Zweck der göttlichen Weisheit offenbar erkennen; denn die Schwäche und Hülfloſigkeit des neugebornen Kindes, erfüllt die Herzen der Eltern mit Zärtlichkeit und Liebe

gegen daſſelbe, und veredelt folglich ihre Herzen. Die Sorge, mit welcher ſie den kleinen Liebling bewachen, nöthigt ſie zugleich das Gefühl ihrer eigenen Schwäche zu erkennen, und den vertrauend um Hülfe anzuflehen, der allein wahrhaft zu helfen vermag. Von der andern Seite, wird durch die Liebe und Sorge der Eltern, das Gefühl der Dankbarkeit und Liebe in dem Gemüthe des Kindes erregt, und folglich auch ſein Herz veredelt. Hier alſo und ſonſt nirgends, wie im Kreiſe des häuslichen Lebens, werden die Grundpfeiler der Religion, der Tugend, der Ordnung, und folglich auch des bürgerlichen Lebens, in das Herz des Menſchen gepflanzt. In dem liebvollen Bilde ſeiner Mutter, die ſeine Thränen an der liebenden Bruſt zu ſtillen ſucht, lernt das Kind Gott, den Alliebenden, lieben. In dem Bilde ſeines Vaters, deſſen weiſen Befehlen es mit Ehrfurcht gehorcht, lernt das Kind Gehorſam gegen die Geſetze ſeines Schöpfers und ſeiner Obrigkeit. Ehrfurchtsvoll erkenne ich alſo den hohen Werth des häuslichen Lebens, indem darinnen der Menſch als Bürger und Chriſt, als ein Geiſt der zu ſehr hohen Zwecken erſchaffen iſt, erzogen und vorbereitet wird. Das häusliche Leben iſt alſo der Pflanzgarten, worinnen, nach langer Wartung und Pflege, ſich die Kräfte des Menſchen vom Keim zur Blüthe, von der Blüthe zur Frucht, und von der Frucht endlich zu herrlicher Reiſe entfalten.

§. 3.

Weislich ließ Gott das geſammte Menſchengeſchlecht von einem einzigen Paare entſpringen, um durch die Bande des Blutes und gleichen Urſprunges, die Menſchheit feſter an einander zu ketten. Harmlos und zufrieden müſſen die erſten Menſchen gelebt haben, denn die zahlloſe Menge erkünſtelter Bedürfniße unſerer Modemenſchen, waren ihnen gänzlich unbekannt, und die wenigen Bedürfniße die ſie als genügſame, unverwöhnte Naturmenſchen hatten, konnten ſie leicht befriedigen. Allein es war nicht der Zweck des Schöpfers, daß das geſammte menſchliche Geſchlecht fortdauernd auf dieſer Stufe ſtehen bleiben ſollte. Es war Zweck der ewigen Weisheit, daß der Menſch in ſtetem Kampfe mit ſich ſelbſt und der ihn umgebenden Welt, die Fülle ſeines Geiſtes entfalten, ſich ſeiner Kraft bewußt werden, und ſo beſtändig zu höherer und reinerer Erkenntniß fortſchreiten ſollte. Mit der Vermehrung der erſten Menſchen, ward ihnen bald ihr gemeinſchaftlicher Wohnort zu klein, und der enge Raum war nicht mehr hinreichend ſie alle zu nähren; ſie mußten ſich deshalb immer weiter über den Erdball ausbreiten um 1 Moſ. 1, 26. zu erfüllen. Bei dieſer Ausbreitung ſtießen ihnen gewiß manche Hinderniße auf, welche der Menſch einzeln nicht zu beſiegen vermochte, ſie vereinten alſo ihre Kräfte zu gemeinſchaftlichem Zweck, und brachten durch dieſe Vereinigung

manches

manches zu Stande, was der Einzelne nie zu Stande gebracht haben würde.

Bei den Eigenſchaften, die in dem Geiſte des Menſchen liegen, war es ihm auch nicht möglich lange mit der Natur unbekannt zu bleiben; er ſah ihre Wirkungen, und fragte ſich ſelbſt, was die Urſache davon ſeyn möge? Er beobachtete, überlegte, und ſchloß von der Wirkung auf die Urſache, und umgekehrt, weil er eine ſtetige Verknüpfung beider wahrnahm. Durch das Zuſammenleben konnte er ſeine gemachte Erfahrungen und Beobachtungen ſeinen Mitbrüdern mittheilen, und ihre Urtheile darüber hören, oder ſeine gemachte Erfahrungen an ihrem Urtheile prüfen. Dadurch wurde die Erfahrung jedes Einzelnen, die Erfahrung Aller, und umgekehrt, die Erfahrung Aller wiederum das Eigenthum jedes Einzelnen. Dadurch wurden die Erfindungen beſtändig nicht nur häufiger, ſondern auch das ſchon Erfundene wieder von andern verbeſſert. So entſtanden die Handwerke und Künſte. Allein nun mußte, bei der beſtändigen Vermehrung der Menſchen, auch hier und dort nothwendig Hader und Zwiſt, über den Beſitz und das Eigenthum gewiſſer Dinge, entſtehen — und da die Menſchen ſich ſchon weit von ihrer erſten Quelle entfernt hatten, ſo war ihnen die von Gott gegebene Offenbarung, über Billigkeit, Recht und Unrecht ſchon ziemlich dunkel geworden, und der Stärkere mißbrauchte nicht ſelten ſeine Gewalt, um die Begründung ſeiner Anſprüche zu beweiſen. Ja, es iſt

ſogar

ſogar wahrſcheinlich, daß ein Theil der damaligen Menſchen, wie noch öfter bei uns jetzt, ſich bloß von dem nährten, was ſie dem Schwächern durch Gewalt oder Liſt raubten. Um ſich alſo gegen dieſen Unfug zu ſchützen, ſchloſſen ſich allenthalben Menſchen näher zuſammen, bildeten Vereine, worinnen der Einzelne ſich zum Schutze des Ganzen, und das Ganze zum Schutze des Einzelnen verpflichtete. So entſtanden Staaten und Reiche, oder die politiſche Verfaſſung dieſer Körper.

§. 4.

Zu jenen Zeiten, wo der Menſch ſich noch häufig gegen wilde Thiere ſchützen mußte, wurde die Geſchicklichkeit dieſelbe zu beſiegen, oder mit andern Worten: Körperkraft und die Gewandtheit derſelben, am höchſten geſchätzt. Es wurden daher damals die berühmteſten Jäger am meiſten um Schutz erſucht, entweder von der ganzen Geſellſchaft wozu ſie gehörten, oder von einer Anzahl ſchwacher Menſchen, die ſich unter ihren Schutz begaben, und dafür ihnen unterthan waren. So entſtand die Königswürde, und dieſe wurde erblich, weil man gewöhnlich dem Sohn eines tapfern Vaters einen Theil der gleichen Eigenſchaft zuſchrieb. So zeigt uns die heilige Schrift, unter dem Nimrod, einen ſtarken Jäger und zugleich den Stifter des Babyloniſchen Staates, womit er nachher auch noch Aſſyrien verband. Die Beſchäftigungen, womit ſich die Menſchen damals

nährten,

nährten, waren dreyerley: Jagd, Viehzucht und Ackerbau. Hierzu bedurften ſie Werkzeuge und Waffen. Die Noth machte ſie erfinderiſch, und unter den Nachkommen Kains, nennt uns die heilige Geſchichte den Tubal, als Erfinder der Kunſt: Eiſen und Metalle zu hämmern und zu ſchmelzen. Nun war ſchon der Weg zu den wichtigſten und nützlichſten Erfindungen gebahnt. Ja, man blieb nicht bei dem Nothbedarf ſtehen; man gieng weiter. Jubal erfand die erſte Rohrflöte, und nun erheiterte ſchon die Muſik das einförmige Leben des Menſchen. Unter dem Schutze der Geſetze, konnten jetzt ſchon die Menſchen ruhiger und bequemer leben, und ſich mehr auf die Verbeſſerung der erfundenen Dinge legen. Da faſt mit jedem Tage neues erfunden wurde, ſo ward die Zahl des Erfundenen zuletzt ſo groß, daß es für einen Menſchen faſt unmöglich war, das Geſammte zu lernen und auszuüben; und weil auch Einer an dieſer, der Andere aber an jener Beſchäftigung mehr Freude und Vergnügen empfand, ſo wendete jeder ſeine Geiſteskraft auf die Vervollkommnung der Kunſt, die ihm am beſten gefiel. So entſtanden nach und nach die verſchiedenen Handwerke, die wir noch jetzt täglich um uns erblicken. Wenn wir ferner den Zuſtand roher und wilder Völker, mit dem von geſitteten Nationen vergleichen, ſo wird uns kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß nur der Menſch in Verbindung mit ſeines Gleichen, oder was daſſelbe iſt, in der bürgerlichen Geſellſchaft, den Zweck erreichen

könne, wozu ihn Gott erſchuf. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß mit dem geſellſchaftlichen Beiſammenleben manche Unannehmlichkeiten verknüpft ſind, allein dieſe würden größtentheils nicht ſtatt finden, wenn alle Menſchen ſich beſtrebten den Geſetzen gemäß zu leben. Bloß durch Uebertretung der Natur- und Pflichtgeſetze, iſt das Uebel unter den Menſchen entſtanden, entſteht es noch jetzt, und wird in der Zukunft entſtehen. Die Geſetze unter den verſchiedenen Nationen, ſind die Sachwalter der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden, und bezwecken die Verbeſſerung und das Glück der geſammten Menſchheit. So wie der Menſch, ſchon im Kreiſe des häuslichen Lebens, von ſeinen Eltern erzogen, belehrt und gebildet wird, ſo bezweckt der Staat, durch weiſe Anordnungen, die ganze Nation zum geſammten Beſten zu erziehen, zu bilden und zu ſchützen.

§. 5.

" Aller Anfang iſt ſchwer und unvollkommen." Dieſes alte, durch die Erfahrung aller Zeiten bewährte, Sprüchwort, läßt ſich daher auch auf die Verfaſſungen aller menſchlichen Geſellſchaften anwenden. Und wir finden deshalb auch, je näher die Menſchheit ihrer Urquelle, deſto unvollkommener ihre bürgerliche Verfaſſung. Da jedem Menſchen, ohne Ausnahme, von ſeinem Schöpfer gewiſſe, unantaſtbare Rechte ertheilt wurden; ſo iſt unſtreitig die Verfaſſung die Beſte, in welcher

dieſe

dieſe Rechte der Menſchheit, allgemein geltend und geſchützt ſind. Religion und Vernunft machen dem Menſchen ſeine Rechte bekannt. Einen Willen gab Gott jedem Sterblichen; daher hat auch der ärmſte Menſch im Staat das göttliche Recht, keine willenloſe, todte, bloß von Laune und Eigennutz anderer Menſchen abhängige, Maſchine ſeyn zu wollen. Wenn daher den unbeglückten Einwohnern eines Landes alle Vorrechte mangeln, ſo behalten ſie doch das Vorrecht vor den Thieren und Pflanzen, daß ſie Menſchen ſind, und keine Waare, die man vertauſchen und verkaufen kann. Auch der Aermſte, der nichts hat, hat doch ſeinen Leib, über welchen er muß verfügen können. Leibeigenſchaft, Verkauf von Unterthanen, Sklaverey und Sklavenhandel, iſt daher ein ſchreckliches Vergehen gegen Religion, Vernunft und Natur, und darf, von vernünftigen Regierungsverfaſſungen, nicht geduldet werden.

Ein anderes und wichtigeres Recht hat jeder Einwohner eines Staates, über ſein eigentliches, wahres Ich, nämlich über ſeinen Geiſt. Er muß dies Recht haben, weil er ohnedem weder Menſch noch Chriſt ſeyn, und die Vorſchrift Jeſu nicht erfüllen könnte, vollkommen zu werden, gleichwie der Vater im Himmel vollkommen iſt. Mithin hat auch der geringſte Unterthan im Volk, ein unverlierbares Befugniß, ſich mit ſeinem Geiſte aus der rohen Thierheit zum Selbſtdenken zu erheben. Denn nur durch die Macht des Gedankens und der Ein-

ſicht,

ſicht, erhebt ſich der menſchliche Geiſt über das Thier. Hat aber auch der geringſte Menſch ein Recht von Gott empfangen, ſelbſt zu denken und ſeine Kenntniße zu erweitern: ſo hat er dadurch gleichfalls auch das Recht zur Freiheit ſeines Gewiſſens empfangen. Er kann ſich zu derjenigen Art der Gottesverehrung bekennen, die ſeinen Ueberzeugungen am angemeſſeſten iſt. Er darf nicht beſtraft werden, wenn ſein Glaube, ſeine Ueberzeugung, vom Glauben anderer abweicht, ſo lange er mit den daraus hervorgehenden Handlungen nicht die öffentliche Ruhe, die bürgerliche Ordnung und Rechte anderer Staatsbürger kränkt.

Dieſes ſind die urſprünglichen Rechte jedes Menſchen, aus denen alle ſeine Uebrigen herflieſſen, die ſich dann auch nach ſeiner Lage und ſeinen Verhältniſſen modificiren. Wir wollen nun hier, für den minder gebildeten Theil unſerer Leſer, noch kurz die verſchiedenen Regierungsverfaſſungen berühren. Wir unterſcheiden im Allgemeinen deren dreye: Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie. Demokratie heißt die Verfaſſung, wo die höchſte Gewalt in den Händen des Volkes iſt. Ariſtokratie wird die Verfaſſung genannt, wo nur ein kleiner Theil der Nation die höchſte Gewalt in Händen hat, und entweder durch Wahl oder Erbrecht herrſcht. Monarchie, endlich, wird die Verfaſſung geheißen, wo nur ein Einziger herrſcht. Zum Unterſchied von Monarchie, werden beide erſtere Verfaſſungen auch Republiken genannt.

In

In Republiken, und vorzüglich in der demokratiſchen Verfaſſung, werden die Urrechte des Menſchen am ſeltenſten angetaſtet; deshalb iſt auch jedes Volk glücklich zu ſchätzen, dem die Vorſehung das ſchöne Loos einer ſolchen Verfaſſung zuwarf. Wenn ein ſolches Volk ſtets, nur die weiſeſten und tugendhafteſten ſeiner Mitbürger zu ſeiner Obrigkeit auswählt, ſo iſt die Dauer ſeines Glückes gegründet! Aber der Fluch der Freiheit trifft das Volk, das, in Erwählung ſeiner Beamten, nicht auf deren Weisheit und Redlichkeit, ſondern nur auf deren Reichthum und Einfluß blickt!!!

§. 6.

Frei iſt eigentlich nur der Mann, der, bei allen ſeinen Handlungen, ſich nicht durch Furcht, Vorurtheil und Aberglauben, abſchrecken oder bewegen läßt, ſondern jederzeit den Grundſätzen der geſunden Vernunft, der Sittlichkeit und Religion gemäß handelt. Es kann daher der Menſch ſich unter der freieſten Regierungsverfaſſung befinden, die nur denkbar iſt, und doch Sklave ſeyn, nämlich: Sklave ſeiner ſinnlichen Gelüſte, Leidenſchaften und Laſtern. Nicht der iſt ein freier Mann, der kein Geſetz anerkennt; ſondern nur der, welcher ſeinen Willen den Geſetzen der Sittlichkeit und Tugend gemäß ordnet.

Gleichwie ächte politiſche Freiheit, das Glück eines ganzen Volkes ausmacht; ſo macht die ſitt-

liche Freiheit jeden Menſchen glücklich, der ſie im Kampfe mit ſich ſelbſt errungen hat.

§. 7.

Unter die weiſeſten Maßregeln, welche zum Wohl und Beſten einer Nation abzwecken, gehören auch die Geſetze. Dieſe dienen theils, die Rechte jedes einzelnen Gliedes gegen gewaltthätige Angriffe zu ſichern, und die Ausbrüche grober Laſter zu verhindern; theils, die Folgen ſchon ausgebrochener durch weiſe Strafen zu dämpfen, und verirrte Verbrecher dadurch wieder zu beſſern. Man unterſcheidet gewöhnlich bei allen Regierungen zwei Abtheilungen, die geſetzgebende, und die ausübende Gewalt. Erſtere beſchäftigt ſich mit den Entwürfen zweckmäßiger, und für das Wohl des ganzen Staates berechneter, Geſetze, Verordnungen und Beſchlüſſe. Letztere ſucht das in Ausübung zu bringen, was Erſtere entwarf. Freilich hat auch die beſte Regierungsart noch immer ihre Unvollkommenheiten; allein dieſes iſt einmal die Eigenſchaft alles Menſchlichen, und deshalb dürfen wir uns weder für berechtigt glauben, das Gute derſelben gering zu achten, noch an der Verbeſſerung des Ganzen zu verzweifeln. Langſam und ſtufenweiſe, wie der einzelne Menſch zu höherer Erkenntniß ſchreitet, rückt auch die ganze Menſchheit ihrem Ziele näher. Gewöhnlich ſtehen daher auch die Geſetze eines Volkes, mit deſſen übrigen Verhältnißen im Einklang. Je mehr ein Volk

n innerer Ausbildung zunimmt, je mehr Kennt⸗
iße es ſammelt, je allgemeiner der Wohlſtand
ird, deſto vollkommner werden auch Verfaſſung
nd Geſetzgebung werden. Für rohe Wilde ſind
aher auch andere Geſetze nothwendig, als für ge⸗
ittete Nationen.

§. 8.

Menſchenglück und Veredlung des menſchlichen
Geiſtes, ſind das höchſte Ziel jeder vernünftigen
Verfaſſung, und folglich auch der Probierſtein
hrer Aechtheit. In einer Verfaſſung wo alle
Rechte der Menſchheit mit Füßen getreten werden,
ann die Regierung weder vernünftig noch gerecht,
nithin nicht naturgemäß ſeyn. Tyranney und
Sklaverey, ſind beide, der menſchlichen Vernunft,
er Hoheit des Chriſtenthums und der Würde der
Menſchheit gleich zuwider, und können von Chri⸗
ten nicht gebilligt werden. Allein, leider, ſeufzt
och der größte Theil unſerer Erdbewohner, ent⸗
veder unter dem Joche empörendſter Unwiſſenheit
igener Menſchenwürde, oder den ſchimpflichſten
Feſſeln barbariſcher Tyranney, und der längſt er⸗
ehnte Zeitpunkt allgemeiner, politiſcher und mora⸗
iſcher Freiheit, ſcheint noch ferne zu ſeyn. Doch
ürfen wir der tröſtenden Hoffnung leben, daß
ieſe allgemeine Freiheit, die, obgleich noch erſt von
erne, doch ſchon die Keime ihres Saamens an
ielen Stellen erblicken läßt, eigentlich kein Hirn⸗
eſpinnſt, ſondern in der Kulturgeſchichte des menſch⸗

lichen

lichen Geſchlechts wirklich gegründet iſt. In der Geſchichte der Menſchheit erblicken wir einen beſtändigen Kampf, ein unaufhörliches Ringen vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Beſſern, vom Beſſern zum Beſten. Und dieſer Kampf begreift nicht blos eine Seite des Menſchen in ſich, ſondern er umfaßt das dreifache Leben des Menſchen: als ſinnlich-genießendes Geſchöpf, als Bürger, und als Geiſt, fortſchreitend auf der Bahn ſittlicher Vollkommenheit. Als ſinnliches Geſchöpf, hat der Menſch der Natur alles abgekämpft, was er an Bequemlichkeit, an Werkzeugen aller Art beſitzt, denn nackend und arm trat er ins Daſeyn. Als Bürger, hat er ſich ſchon weit hervorgerungen, denn urſprünglich beſaß er gar keine Kenntniß, weder von den Regeln einer Verfaſſung, noch von den Urrechten ſeiner Natur, die Erfahrung mußte ihn beides lehren. Als zur Vollkommenheit fortſchreitender Geiſt, zeigte ihm Jeſus, der Göttliche, die Bahn. Jeſus wird ein Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts genannt, und fürwahr er hat unſer Geſchlecht auf mehr als eine Weiſe erlöſt. Er hat die Menſchheit vom geiſtigen Tod, von der Herrſchaft der Sinnlichkeit und von der Knechtſchaft des Weltgeiſtes, der Finſterniß und des Aberglaubens erlöſt. Allein er hat noch mehr, er hat auch die Menſchheit von den Feſſeln der Tyranney, der Sklaverey und Barbarey erlöſt, indem er der Menſchheit ihre Rechte und Würde bekannt machte. Beinahe zwei tauſend Jahre

ſind

ſind es, daß Er ſeine Heil bringende Wahrheiten dem Menſchengeſchlechte verkündete. Thronen und Reiche ſind in den Stürmen dieſer Zeit verſchwunden; Nationen und Völker giengen ſeitdem unter, andere giengen auf und wurden wieder von den Wogen der Zeit verſchlungen: — aber ſiegend ſtanden, in allen Fluthen der Zeit, Jeſu himmliſche Wahrheiten, (Matth. 24, 35.) und noch jetzt freuen wir uns der Freiheit, die eine Frucht ſeiner menſchenbeglückenden Lehre iſt. Auch in den finſtern Zeiten des Aberglaubens, war es allein die Lehre Jeſu, die, durch die neu erfundene Buchdruckerkunſt allgemein verbreitet, wieder Licht in die große Finſterniß der Geiſter brachte, und jene wohlthätigen Reformationen veranlaßte, wodurch die Strahlen chriſtlicher Freiheit allenthalben heller zu ſchimmern anfiengen.

§. 9.

Da wir nicht geſonnen ſind, uns in das Gebiet der politiſchen Geographie zu verlieren, ſo wollen wir hier noch kürzlich die Pflichten des Bürgers erwägen. Es iſt der Natur, der Vernunft gemäß, und das Chriſtenthum gebietet es, daß das Kind ſeine Eltern ehren, lieben, in allen rechtlichen Dingen ihnen unterthan, und in der Noth beiſtehen ſolle — und Warum? Weil ſeine Eltern es liebten ehe es lieben konnte, weil ſie für ſein Wohl ſorgten, und gegen jeden Unfall zu ſchützen ſuchten. Hier haben wir zugleich das Bild des

Bürgers. Der Bürger genießt den Schutz und die Vortheile von der Einrichtung des Staates, ſo daß er in Betreibung ſeines rechtlichen Gewerbes geſichert iſt, das daraus entſpringende Glück in Ruhe und Frieden zu genießen. Die Einrichtung des Staates gibt ihm ferner Gelegenheit auf der Bahn der ſittlichen Vollkommenheit weiter fortzuſchreiten; er iſt mithin verpflichtet, mit Wort und That die Geſetze deſſelben zu ehren, und, im Falle der Noth, dem Vaterlande ſeine thätigſte Hülfe nicht zu verſagen. Selbſt unſer Heiland deutet das nämliche an, wenn er, den ihn verſuchenden Phariſäern, bei Luc. 20, 25, ſagt: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt! Das heißt mit andern Worten: erfülle die Pflichten, die dir als Bürger des Staates obliegen, eben ſo pünktlich, als du deine Pflichten als Geſchöpf, gegen das höchſte Weſen zu erfüllen ſchuldig biſt!

Cap. III.

Der Menſch in moraliſcher Hinſicht.

§. 1.

Schon die ſchöne äuſſere Geſtalt des Menſchen, und ſein aufrechter, mit Blicken zum Himmel gerichteter, Gang, den er mit keinem uns bekannten Geſchöpfe gemein hat, verkünden uns die Erhabenheit ſeines Ranges, und ſeinen großen Vorzug über alle uns bekannte Weſen. Aber mehr als aus allem dieſem, erſcheint uns die Hoheit des Menſchen, aus ſeinem innern geiſtigen Weſen. Dieſes Innere Unſichtbare iſt daher auch dasjenige, was wir eigentlich den Menſchen heißen, weil wir die Hülle deſſelben, den Körper, ſobald das Belebende Unſichtbare ihn verlaſſen, dem Staube, woraus er entſprang, wieder geben. In der geiſtigen Natur des Menſchen liegen auch die höhern Fähigkeiten, deren gemeinſchaftliche Entwickelung das menſchliche Leben bezweckt. Wenn wir dieſe Fähigkeiten, Vermögen oder Kräfte näher beleuchten, ſo finden wir im Menſchen überhaupt drei Urkräfte, nämlich: Gefühls- Erkenntniß- und Willens-kraft. Oder mit andern Worten Glauben, Erkennen und Wollen.

§. 2.

§. 2.

Unter dem Worte: Gefühlskraft, wird hier nicht der Gefühlsſinn, (Siehe Cap. I. §. 4, 5.) welcher ein Werkzeug der Seele iſt, ſondern die tief in der menſchlichen Natur liegende Glaubens- und Ahndungskraft verſtanden, vermittelſt welcher wir das Vorhandenſeyn von Dingen vernehmen, welche für die Erkenntnißkraft nicht erreichbar ſind, z. B. Gott, Geiſt, Ewigkeit, ꝛc. Es iſt ein groſſer Irrthum in der Vorſtellung mancher Menſchen, indem ſie meinen, die Vernunft ſey die alleinige Erkenntnißquelle des Menſchen, da doch die Gefühlskraft eben ſo wohl eine beſondere Kraft der Seele ausmacht, wie Vernunft, Verſtand, Gedächtniß, ꝛc.

Der große Unterſchied zwiſchen Vernunft und Glauben (Gefühlskraft), liegt überhaupt darin, daß die Vernunft durch Erfahrung und Beobachtung ihre Erkenntniße vermehrt, und ſo zum Wahren gelangt, da hingegen der Glaube, ohne Erfahrung und Schlüße, eine unmittelbare Offenbarung in ſich hat. Der Glaube ſteht höher als die Vernunft, denn als ein in die Seele eingepflanztes Licht, iſt er dem geſammten Menſchengeſchlechte die ewige Urkunde der Gottheit, und ohne ihn wäre die Idee von Gott nie in der Vernunft rege geworden. Dies beſtätigt die Geſchichte und Erfahrung, denn wir finden ſchon bei den früheſten Völkern, ja, ſogar bei den Bewohnern der einſamſten Inſeln, eine Gottesverehrung, lange vor

Entwickelung

Entwickelung ihrer Vernunft, Phantaſie oder ſonſtigen Seelenkräfte.

§. 3.

Erkenntnißkraft oder Vernunft iſt die Fähigkeit, durch erkannte Erſcheinungen unerkannte der gleichen Art zu erkennen, oder, mit andern Worten, von der Wirkung auf die Urſache, und umgekehrt, von der Urſache auf die Wirkung zu ſchlieſſen. Die Vernunft hat zwei Wege, auf welchen ſie ihr Reich vergrößern kann, die Erfahrung und die innere Betrachtung. Durch die Erfahrung erhält ſie Begriffe von den Kräften und Eigenſchaften der Dinge; durch die innere Betrachtung ſucht ſie die Geſetze auf, nach welchen die Dinge mit ihren Kräften und Eigenſchaften wirken. So wie jede andere Kraft durch die Uebung ſtärker wird, ſo auch die Vernunft. Die Vernunft iſt es hauptſächlich, die den Menſchen über das Thierreich erhebt, und die ihn zum Herrn der ganzen Erde macht — durch ſie hat ſich die geſammte Menſchheit aus der Nacht der Barbarey und thieriſcher Wildheit, bis zum Lichtglanze edler Selbſterkenntniß, und Kenntniß der unermeſſenen Schöpfung hervorgerungen. Allein, ſo gut und erhaben die Vernunft an und für ſich ſelbſt iſt, ſo kann ſie uns doch zu ſchrecklichen Irrthümern verleiten, wenn wir blindlings wähnen, daß ihre Ausſprüche jederzeit rein und untrüglich ſeyen. Ja, es iſt, leider, nur zu wahr, daß dieſe glänzende Führerinn, zu

oft,

oft, verblendet von eigenem Licht, die gerade Bahn zur Wahrheit verliert, und indem ſie ſtolz, aus eitelm Selbſtvertrauen, über die andern ihr zugeſellten Seelenkräfte wegblickt, ſich in Labyrinthe verirrt, woraus ſie ſich nicht mehr zu retten vermag. Aber ſchrecklich ſtraft die Natur den ſtolzen Frevel, der ihre Ordnungen verkehrt — dieß beweiſen uns die große Menge, ſich beſtändig folternder Zweifler, und der zahlloſe Haufe unglücklicher Wahnſinniger.

§. 4.

Man hört in unſern Tagen auſſerordentlich viel über Vernunft ſprechen, aber, leider, ſieht man dieſelbe wenig ausüben; indem gewöhnlich die meiſten welche darüber ſprechen, nicht einmal wiſſen, was eigentlich Vernunft iſt. Von der einen Seite hört man die Vernunft als etwas verläſtern, das man wie eine giftige Schlange fliehen müße, wenn man zu reiner innerer Erkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeines Glückes, und der Urquelle alles Lichts gelangen wolle. Von der andern Seite hört man ſie wieder über alles erheben, was nur denkbar iſt, und wie ſie von der Erſten ganz verworfen wurde, ſo wird ſie hier als die alleinige und unumſchränkte Richterinn, vor deren Richtſtuhl alles geſchlichtet werden könne und müſſe, angenommen. Allein man geht von beiden Seiten zu weit, und wie überall, ſo auch hier, liegt die Wahrheit in der Mitte. Diejenigen, welche die Vernunft

ganz

ganz verwerfen, thun Unrecht, weil ſie das erhabenſte Geſchenk des Schöpfers verläſtern, und doch zur gleichen Zeit Gebrauch davon machen, denn dieſe guten Leute bedenken nicht in ihrem Wahn, daß alle ihre Gründe die ſie gegen die Vernunft hervorbringen, an und für ſich ſelbſt, nur Wirkungen ihrer Vernunft ſind. Doch ihr Irrthum iſt verzeihlich, und die Quelle deſſelben ſind meiſtentheils falſch verſtandene Stellen der heiligen Schrift, in welchen gegen den Mißbrauch der Vernunft geeifert, ſie ſelbſt aber, und der rechte Gebrauch derſelben, keineswegs verworfen wird. Die andere Seite aber, die größtentheils aus gelehrten Halbwiſſern und Schulphiloſophen, ohne praktiſche Lebenserfahrung, beſteht, wähnen die Wahrheit ſelbſt und das Weſen der Natur in ihrer Tiefe erfaßt zu haben, während ſie ſich nur mit ſelbſtgeſchaffenen Truggeſtalten täuſchen, ohne es gewahr zu werden. In ſtolzem Dünkel ihrer verblendeten Vernunft, vermeinen ſie alles durch ihre Schulformeln zu erklären, und verwerfen daher jedes, was nicht zu ihrem Leiſten paßt; ſie kennen keine andere Erkenntnißquelle, als das was ſie Vernunft heißen, und von Offenbarung wollen ſie nichts hören noch wiſſen. Allein, wenn ſie einmal ins wirkliche Leben hinaustreten, und durch ernſte Schickſale zu tieferm Nachdenken über den Zweck ihres Daſeyns gezwungen werden; wenn dann der Gedanke an die Unſterblichkeit ihrer Seele, und an ihr Loos jenſeits

des

364956A

bungskraft geſchaffenen Welt befindet, in welcher er den rauhen Hauch des wirklichen Lebens und ſeiner Schickſale nicht zu ertragen im Stande iſt.

§. 6.

Es wäre daher zu wünſchen, daß Eltern die Sorge auf ſich nähmen, ihre Kinder, ſobald ſie anfangen Vergnügen am Leſen zu finden, vor allen empfindelnden Romanen zu bewahren, und ihnen das Leſen derſelben nicht zu geſtatten. Die Einbildungskraft hat ohnedem ſchon bei der Jugend mehr Stärke, als die übrigen Seelenkräfte, kommt nun hierzu noch die Nahrung derſelben durch phantaſtiſche Schilderungen nie geſchehener Dinge, ſo iſt die Verbildung derſelben vollendet; dies ſteigt zuletzt ſo weit, daß der Menſch allen Geſchmack an der Wirklichkeit verliert, und wenn er früher nur Gefallen am Leſen (N. B. Romanhafter Schriften) hatte, ſo entſteht jetzt ſchon ein ſehnliches Verlangen darnach, welches zuletzt in eine förmliche Raſerey der Leſeſucht ausartet. Für ſolche Menſchen hat die Welt größtentheils alle ihre Reize verloren, und wenn es ihnen an Büchern fehlt, ſo lagert ſich entweder eine düſtre Schwermuth über ihre Seele, oder ſie foltern ſich und andere durch mißmuthige Laune. Dergleichen Kranke ſind ſchwer zu heilen, indem der Sitz ihrer Krankheit nicht in die Augen fällt, und ſie ſelbſt ſtellen ſich auch nicht einmal vor, daß ſie ſeelenkrank ſeyen, ſondern ſie erklären jeden, der ſich nicht von ihren

Schwärmereyen

Schwärmereyen hinreißen läßt, für gefühllos. Mancher mögte wohl glauben, daß dieſe Krankheit an ſich wenig zu bedeuten habe; allein man irrt, und die Folgen derſelben ſind weit größer, als es beim erſten Anblick ſcheint. Ich bin überzeugt, daß viele von der Jugend begangene Laſter, bloß davon herrühren; und manche verlorne Unſchuld und Kindermord beim Mädchen, ſo wie Selbſtmord beim Jüngling, faſt allein aus dieſer Quelle herfließen. Das beſte Mittel zur Geneſung von dieſem Uebel, iſt Enthaltung vom Leſen aller Romane, beſtändige Körperarbeit, und gehörige Bildung des Verſtandes und der Vernunft.

§. 7.

Ein anderer Nachtheil, welcher von der falſch geleiteten Einbildungskraft herſtammt, iſt die Furcht. Dieſe wird in der falſchen Erziehung den Kindern ſchon in der früheſten Jugend eingeimpft, indem ſowohl Eltern als Hausgenoſſen, die Kinder durch ſchauerliche Erzählungen von Geſpenſtern, Kobolden und dergleichen, zum Gehorſam zu bewegen ſuchen. Allein man bedenkt nicht, welches groſe Uebel man dadurch in die Seele des Kindes pflanzt; indem man dadurch den reinen liebenden Glauben aus der unbefangenen Seele vertilgt, und mit der Furcht dem Aberglauben und deſſen ſcheußlichem Gefolge Thor und Thüre öffnet; denn es iſt ganz natürlich, daß das Kind ſich nicht mehr durch die Allgegenwart des ewigliebenden Vaters in der Dunkelheit

kelheit ſicher fühlt, weil ſeine furchtſame Phantaſie es beſtändig mit ſelbſtgeſchaffenen Schreckbildern ängſtigt. Liebe Eltern! wollt ihr Freude erleben an euern Kindern, und ſie mit Muth und Kraft auf Gottes ſchöner Erdenwelt handeln ſehen, ſo rathe ich euch, pflanzt ihnen keine Furcht ein; denn dieſe iſt gleichſam ein verpeſteter Wind, der die ſchönſten Blüthen und Knospen im Keime zerſtört. Denkt ihr etwa, ihr könnt Gutes dadurch ſtiften? O dies glaubt ja nur nicht! denn wenn die Kinder dadurch auch unterlaſſen, einige jugendliche Unarten auszuüben, ſo kann doch die Furcht ſo wenig Gutes im Gemüth des Kindes, wie im Charakter des erwachſenen Menſchen bewirken; dies beſtätigen Vernunft, Bibel und Erfahrung. Nicht der Menſch, der aus Furcht das Böſe unterläßt, iſt gut, ſondern nur der, welcher es aus Liebe zum Guten unterläßt, wenn er es auch ungeſtraft thun könnte. Nicht zu gedenken, daß Eltern und Andere durch ſolche ſchreckende Erzählungen, ſich ſehr an den Kindern verſündigen, ſo iſt es ſchon eine Entehrung ihrer ſelbſt, wenn ſie dem Kinde etwas als Wahrheit erzählen, was ſie entweder ſelbſt nicht glauben, oder wenn ſie auch dergleichen Ungereimtheiten wirklich glauben, doch keinesweges im Stande ſind, die Wahrheit derſelben durch die Erfahrung zu beweiſen; ſie müſſen ſich alſo nachher, wenn die erwachende Vernunft des Kindes eines Beſſern belehrt wird, noch obendrein ſchämen, und

demſelben

demſelben alsdann entweder als Lügner oder als abergläubige Menſchen erſcheinen.

§. 8.

Wenn die Furcht einmal tiefe Wurzeln in der Seele des jugendlichen Menſchen geſchlagen hat, ſo iſt es beinahe eine Unmöglichkeit, dieſelbe wieder daraus zu rotten; denn ſie iſt gleich einem Unkraute, das ſich nicht nur leichter als gute Früchte fortpflanzt, ſondern auch ohne Pflege immer weiter ausdehnt. Man bemerkt gewöhnlich dreyerley Aeuſſerungen derſelben: Furcht vor Gewittern, Furcht vor Geſpenſtern, und Furcht vor dem Tode. Die Furcht vor Gewittern, und mit derſelben ſklaviſche Furcht vor Gott, wird in dem Kinde erzeugt, wenn unvernünftige Eltern, bei heftigen Blitz und Donnerſchlägen, den wißbegierigen Kindern erzählen, daß Gott jetzt ſchmäle und zürne. Was dies für einen ſchrecklichen Eindruck auf das unbefangene Gemüth mache, weiß nur der, der es ſelbſt erfahren. Die Furcht vor Geſpenſtern und deren Entſtehung, haben wir im vorigen Paragraph ſchon bemerkt. Nun die Furcht vor dem Tode; dieſe hat meiſtens ihren Urſprung in der Einbildung, jedoch iſt ſie auch manchmal Folge eines böſen Gewiſſens. Der, welcher mit dieſen drei genannten Furchten behaftet iſt, muß auf allen frohen Lebensgenuß Verzicht leiſten. Den ſchönſten Sommertagen ſieht er mit banger Erwartung entgegen, weil ſie mit allen ihren Reizen, doch ihm

nur ſchreckende Gewitter bringen. Der ſchöne, mit Sternen überſäete Himmel, macht ihm keine Freude, und wenn andere Menſchen entweder die Wunder des Firmaments anſtaunen, oder ſich durch erquickenden Schlaf von des Tages Laſt und Arbeit ausruhen, ſo ängſtigt er ſich entweder wachend oder träumend mit coloſſaliſchen Popanzen, die nirgends als in ſeiner Phantaſie vorhanden ſind. Nichts iſt ungereimter als die Furcht vor dem Tode, man mag ſie nun betrachten von welcher Seite man will. Iſt denn der Tod wirklich ein Uebel? Ich behaupte nein! — denn er führt uns zurück zur ewigen Liebe, zu unſerm Vater, und ſoll ſich das Kind fürchten in die Arme ſeines Vaters zurück zu kehren? — Oder fürchtet man ſich vor den Schmerzen, die man irriger Weiſe damit verbunden wähnt? Der wirklich Tode empfindet keine Schmerzen mehr, und ſo lange er dieſelben noch fühlt, iſt er noch nicht todt. Wenn aber auch wirklich Schmerzen mit dem Tode verknüpft wären, ſo können dieſelben doch unmöglich ſehr empfindlich ſeyn, denn beim Sterbenden iſt die Lebenskraft ſchon größtentheils erloſchen, und großer Schmerz kann nur da ſeyn, wo große Lebenskraft iſt. Auch iſt es ſehr thöricht ſich vor Dingen zu fürchten, denen wir nicht entfliehen können; denn die Qual der Furcht iſt meiſtens allemal ſchlimmer als der gefürchtete Gegenſtand ſelbſt; jedoch, wenn die Furcht noch zu etwas nützte, wenn ſie den Menſchen aus Gefahren retten könnte, ſo würde

ich

h noch nichts dagegen ſagen; allein ſie bewirkt erade das Gegentheil, und wenn der Muthige it ruhig kalter Vernunft alle Mittel zur Rettung i Gefahren anwendet, ſo ſteht der Furchtſame ngſtlich zitternd da, und die Furcht benimmt ihm lle Körper- und Geiſteskräfte, und macht ihn unähig die Möglichkeit der Rettung zu verſuchen. Das beſte Mittel gegen alle Arten von Furcht, iſt ine vernünftige Erziehung, in welcher die Körper- nd Geiſtes-Fähigkeiten des Menſchen Stufenweiſe entwickelt, und ihre gehörige Begriffe von er Natur, ihren Erſcheinungen, von Gott und Religion beigebracht werden.

§. 9.

Man hat es ſchon öfter verſucht, die Willenskraft des Menſchen zu erklären, allein man hat gefunden, daß man mit allen Erklärungen doch weiter nichts geſagt hatte, als was wir ſchon zuvor wußten, daß wir nämlich einen Willen hätten. Wenn wir ſagen, der Menſch hat Willen, ſo iſt es erade daſſelbe, als wenn wir ſagten: er beſitzt die Freiheit zu wählen und zu handeln. Und dieſe Freiheit iſt es vorzüglich, die den Menſchen über lle Geſchöpfe erhebt die uns bekannt ſind. Es at freilich ſchon Menſchen gegeben, die die Freiheit des Menſchen bezweifelt haben, allein alle ihre Einwürfe dagegen, waren nicht vermögend dieſelbe u erſchüttern. Nichts kann wichtiger für den Menſchen ſeyn, als die Ueberzeugung von ſeiner

ſittlichen Freiheit; denn ohne dieſelbe kann weder Religion noch Staatsverfaſſung, weder Tugend noch Laſter beſtehen. Wir wollen deshalb kürzlich dasjenige zuſammenſtellen, womit wir die Freiheit des Menſchen zu beweiſen gedenken. Wir haben Cap. III. §. 1 und 2. bemerkt, daß dem Menſchen eine Urkraft (angeborne) ertheilt ſey, die wir Gefühlskraft nannten; durch dieſe Gefühlskraft erhält der Menſch Begriffe und Ueberzeugung von dem Daſeyn ſolcher Dinge, wovon die Vernunft nichts begreifen kann. Ein ſolches Ding, welches für die menſchliche Vernunft zu hoch oder zu tief liegt, iſt nun auch die Freiheit des Menſchen; wir können alſo nicht darüber urtheilen, aber wir können es fühlen, daß wir frei ſind. Hier könnte nun mancher Zweifler einwerfen, daß dieſes Gefühl zu ſchwach ſey, um uns hinreichend von unſerer Freiheit zu überzeugen; allein was würde er ſagen, wenn ich ihm bewieſe, daß dieſes Gefühl ſo ſtark ſey, daß alle Menſchen, die von Erſchaffung des Erſten an bis jetzt gelebt haben, und noch wirklich leben, ja, er ſelbſt nicht ausgenommen, dadurch überzeugt wurden: denn wenn wir eine gute oder böſe Handlung insgeheim verrichten, ſo ſind wir im erſten Falle zufrieden, im Zweiten aber unzufrieden mit uns ſelbſt; eben ſo urtheilen wir über die Handlungen unſerer Mitmenſchen: wenn wir nun aber zweifelten, ob wir frei wären, ſo würden wir weder uns ſelbſt noch andere loben oder tadeln, denn ohne Freiheit wäre

kein

kein Unterſchied zwiſchen guten und böſen Handlungen möglich. Ferner: die Geſetzgeber aller Völker und Zeiten haben auf die Uebertretung der Geſetze beſtimmte Strafen gelegt, und warum dies? Antw: weil ſie überzeugt waren, daß der Menſch zwiſchen Gutem und Böſem frei wählen könne. Was mag wohl die Urſache ſeyn, daß der Ehebrecher, der Wollüſtling und der Betrüger ſich ſchämt, wenn ſeine Laſter und Schandthaten ans Licht kommen? Doch wohl seine Freiheit, denn er und jeder fühlt, daß er nicht ſo hat handeln müſſen, ſondern freiwillig das Böſe gewählt habe. Aus der gleichen Urſache werden wir große und tugendhafte Männer ehren und lieben, welches nicht ſtatt finden würde, wenn ſie ihre Handlungen gezwungen vollbrächten.

§. 10.

Das Thier handelt immer geleitet von Inſtinkt oder Naturtrieb, deshalb iſt es auch nicht frei, und alle ſeine Handlungen haben gleichen Werth. Nicht ſo der Menſch, denn obgleich er auch Triebe und Leidenſchaften beſitzt, ſo hat er doch den Vorzug, daß er durch Vernunft und höhere Geiſteskräfte, über die thieriſchen Neigungen und Begierden ſeines Körpers herrſchen kann. Gott iſt das freieſte Weſen, und da Er den Menſchen zu ſeinem Ebenbilde ſchuf, ſo mußte der Menſch natürlich auch frei ſeyn. Wäre der Menſch nicht frei, ſo wäre der Glaube an Tugend und Laſter ein Un-

ding.

wenn er mit ſich ſelbſt und allen Geſetzen der Natur in Harmonie iſt; das heißt: wenn er die Forderungen ſeiner beiden Naturen gehörig befriedigt. Das Bedürfniß des Geiſtes iſt, Verähnlichung mit Gott, durch Weisheit und Tugend, in welchen ſeine Nahrung, ſeine Geſundheit, und ſein wahres Element beſteht. Das Bedürfniß des Körpers, als des geringern und vergänglichen Theiles, muß jederzeit dem des Geiſtes nachſtehen, muß zuweilen beſchränkt, auch öfters Erſterm aufgeopfert werden. Iſt jedoch der Geiſt einmal in ſeinem Element, ſo weiß er es ſchon von ſelbſt, wie und wann er die Forderungen des Körpers befriedigen ſoll. Hier iſt die große Scheidewand, zwiſchen dem Geiſt- und Thier-Menſchen, indem der Erſtere nur den Ausſprüchen ſeiner eigenen unvergänglichen Natur gehorcht; Letzterer aber, ſich von ſeinem vergänglichen Körper und deſſen thieriſchen Begierden beherrſchen läßt!

Cap. IV.

ne Verbindung mit dem Weltall.

§. 1.

Thales von Milet, einer der ſieben Weiſen
chenlands, gefragt wurde; was das Schönſte
antwortete er: das Weltall. Und wahr⸗
wenn wir die Ordnung, die Harmonie und
Regelmäßigkeit betrachten, die in der ganzen
öpfung herrſcht, ſo müſſen wir ihm beiſtimmen.
ganze Natur iſt ein Reich lebendiger Kräfte,
n beſtändiger Wechſelwirkung mit einander
ffen ſind; von dieſen Kräften belebt und durch⸗
zen, geſtaltet ſich die todte Materie, und er⸗
t unſern Sinnen unter den mannichfaltigſten
ıen. Tief im Schooße der Erde, zeigt ſich
die ſchöpferiſche Kraft in Bildung der Stein⸗
Metallarten, die urſprünglich nur Erdſtoffe
von da ſteigt ſie auf die Oberfläche unſeres
eten, wo ſie ſich durch Bildung ſowohl der
ſe, Kräuter, Pflanzen, Bäume, als Hervor⸗
ung der verſchiedenen Lufterſcheinungen äuſ⸗
Vergebens forſcht der Menſch das innere
en dieſer Lebenskraft zu ergründen, und indem
r in den geheimſten Gängen der Natur nach⸗
ihen ſucht, ſieht er nur ihre Wirkungen, ſie
ſelbſt

ſelbſt aber iſt zu geiſtig, um von ſeinen materiellen Sinnen wahrgenommen zu werden.

§. 2.

Als Gott einſt das hohe Allmachtswort ausſprach: Das Weltall werde! und ſein Weltall ward, und ſich glänzend und herrlich in unvergänglicher Pracht bewegte, da war nichts von dem was geworden war, vergebens da, auch der Wurm im Graſe hatte ſeine Beſtimmung für das Ganze, und das Saamenſtäubchen hatte einen göttlichen Beruf erhalten. – Alles iſt in dieſer unendlichen Schöpfung für ein einzelnes Weſen da, und das Einzelne muß da ſeyn für das unermeßliche All. Durch die ganze Einigkeit der Dinge herrſcht allgemeine, innige Verwandtſchaft, und in der allgemeinen Harmonie ſteht das Höchſte mit dem Tiefſten, das Entfernteſte mit dem Entfernteſten. Auch der Geiſt des Menſchen iſt ein Theil dieſes glanzvollen, in unendlicher Weisheit gegründeten Reiches: Alles iſt für ihn und auch er für das All! Wir ſehen in der langen, unermeßlichen Kette der geſchaffenen Dinge, eine bezaubernde Mannichfaltigkeit und ein allmähliges Fortſchreiten vom Unvollkommenen zum Beſſern, vom Beſſern zum Vollkommnern, vom Vollkommnern zum Vollkommenſten. Dieſe Kette umſchlingt alle Weſen, und die entfernteſten Welten hängen als Glieder an ihr. Sie ruht auf der bunten Oberfläche des Erdballs, geht durch die Tiefe des

Meeres,

Meeres, ſinkt bis in die Eingeweide unſeres Weltkörpers; ſie ſteigt hinauf durch die Lüfte und Wolken, dringt in die endloſen himmliſchen Räume, und verſchwindet unſerm Blick in den ungeheuern Fernen, von wo nur noch einzelne Glieder, als matt ſchimmernde Geſtirne hernieder funkeln. Dies iſt die wahre Himmelsleiter der Schöpfung, wo ſich von Stufe zu Stufe die Vollkommenheiten vermehren, vom Staube, der unſern Fuß umſpielt, bis zum Seraph, der durch die verklärtere Ewigkeit wandelt!

§. 3.

Und dieſe Stufen — ſo niedrig und arm iſt der Menſch, daß ſeine Sprache ihre Zahl nicht ausdrücken kann! — Noch kennen wir nicht alle Arten von Pflanzen, die auf Erden wachſen, und doch kennen wir ſchon mehr denn 20,000 Arten, alſo 20,000 Sproſſen in der irdiſchen Schöpfungsleiter. Und unter dieſen Pflanzen iſt vielleicht keine, die nicht eine oder mehrere Arten von Thieren ernähret. Die Thiere, oft bis zur Unſichtbarkeit klein, wohnen auf oder in ihnen, und dienen andern wieder zur Nahrung. Felſenſteine, Erden, die mannichfaltigen Metalle und Salze, ſind unſern Augen nur rohe Stoffe, ohne Leben, ohne beſondere Werkzeuge zu eigner Vermehrung und Vervollkommnung. Sind ſie aber die unterſten Glieder an der unendlichen Kette alles Erſchaffenen? Und doch welche Pracht ſchon in ihnen. Schon kennen wir

viele tauſende von Steinarten, und doch kennen wir ſie nicht alle. Sie erſcheinen in allen Geſtalten, und ſpiegeln mit allen Farben. Die regelmäßigen Bildungen der Kryſtalle entzücken das Auge; kein irdiſcher Künſtler kann ſo genau und zierlich ſchneiden, als die Natur dieſe Steine formte. Manche Steine ſind wie Kräuter, aus zart zuſammengelegten Blättern gebildet; der Asbeſt iſt aus langen feinen Fäden zuſammengeballt, die man von einander löſen und zu Gewändern verſpinnen und weben kann. Andere Steine wachſen als feines glänzendes Haar, und manche edle Metalle treiben zwiſchen Felſenriſſen, gleich Bäumen, mit Aeſten und Laubwerk; andere erſcheinen wie niedrige Mooſe und Steinflechten. Hier bildet das Steinreich den allmähligen Uebergang zur Pflanzenwelt, welche von einer endloſen Zahl der Gräſer und Palmen, der Kräuter, Stauden, Geſträuche und Bäume bevölkert iſt. Welche unüberſehbare Stufe, immer größerer Vollendung ſteht zwiſchen der Trüffel, welche wie ein Erdklumpen, ohne Wurzel, ohne Zweig unter dem Boden aufſchwillt, und der Roſe, welche eine Königinn der Gärten heißt? oder zwiſchen dem Schwamm und Pilz, der in Einer Nacht aufſchießt, und der erhabenen Eiche, die Jahrhunderte wächſt, oder dem Kateloſchenbaum Afrika's, der Jahrtauſende wächſt, und in deſſen Schatten ſich ein ganzes Thal verbirgt?

Die Pflanzen edlerer Art nähern ſich ſchon in ihren Verrichtungen den Thieren. Geboren aus

dem

em milchreichen Saamen, wie das Thier aus dem :y, ſaugen ſie aus der Erde ihre Nahrung, und ie Wurzel iſt ihr Mund. Wie das Blut in den Thieren, ſteigen in ihnen Säfte verſchiedener Art uf und ab. Es herrſcht unter ihnen männliche und eibliche Geſchlechtsordnung. Sie begatten ſich, ıdem der umhergehende Blumenſtaub die weibli- hen Blüthen befruchtet. Sie dünſten aus wie ie Thiere, und ſterben ohne Nahrung oder im Ueber- naaße der Hitze oder der Kälte, wie die Thiere. So ſind die Pflanzen gleichſam an eine Stelle des Erdbodens feſt gewurzelte Thiere; ſo ſind die Thiere willkührlich umher wandelnde Pflanzen. Viele Pflanzen haben einen Schlaf, den ſie Abends nit Sonnenuntergang, durch das Zuſammenlegen hrer zarten Blätter verkünden; andere erwachen nd entfalten ſich erſt des Nachts. Das ſchüch- erne Fühlkraut verräth ſogar thieriſche Empfin- dungen; es legt, wenn man es verwundet, ſeine Blätter zuſammen, und zieht ſeine Zweige ein.

§. 4.

Hier iſt die verſchwindende Gränze, wo Pflan- zen- und Thierreich an einander hängen. Die edle Blutkoralle wächſt baumförmig im Grunde des Meeres, aber ſie enthält einen nackten Wurm, der dies ſteinigte, harte Gewebe aufführt und lebt und ſich nährt. Ganze große Inſeln des Meeres ſind aus Korallen, aus dieſen Gebäuden ſchwacher Würmer hervorgegangen, und tragen jetzt Städte

und Wälder. Der Polyp im Waſſer gleicht einer fadenförmigen, ſchleimigen Pflanze; er hat Aeſte und Zweige. Zerſchneidet man ihn, ſo wachſen neue Zweige und Aeſte hervor. Aber ein Würmchen ſchwimmt durchs Waſſer, ſogleich ſchlingen ſich alle Aeſte und Zweige jener Pflanze um das kleine Geſchöpf, führen es zum obern Theile des Stengels, wo ſich eine Oeffnung erweitert, um den Wurm zu verſchlingen und Nahrung davon zu ziehen. Unmerklich, wie der Uebergang von der vollkommenſten Pflanze zum unvollkommenſten Thiere, welches ſchon Empfindung und willkührliche Bewegung hat, ſchreitet die ſteigende Vollendung durch die ganze Kette der Thierwelt, von den einfachen Korallen zu den Muſchelthieren, von den Muſcheln zu den Inſekten und kriechenden Thieren, von dem Geſchlecht der Schlangen zu dem Aal des Waſſers und zu den Wundern der Meere, durch die Legionen der Fiſche bis zum Seelöwen und dem geflügelten Fiſch, der ſich in die Luft erhebt.

Der Vogel, den ſtatt der Schuppen Federn, ſtatt der Floſſen Flügel zieren, durchſchwebt die Regionen der Wolken. Aber unter dieſen gefiederten Thieren, nähert ſich den vierfüßigen Geſchöpfen die Fledermaus, oder der erhabene Straus in den Wüſten, der mehr läuft als fliegt, und deſſen Flügel nur den Dienſt der Füße erleichtern. Die vierfüßigen Thiere kommen in tauſend mannichfaltigen Abſtufungen allmählich der menſchlichen

chen Geſtalt näher, und der Affe zeigt ſchon hohe Aehnlichkeit mit dem Menſchen.

Der Menſch aber ſelbſt, das erhabenſte Glied der irdiſchen Weſenkette, geht mit aufgerichtetem Antlitz durch die Welt; ſein Auge ſieht zum Himmel; er beherrſcht die Reiche der Steine, Pflanzen und Thiere. Er ſtürzt den Adler aus der Luft, er zieht den Fiſch aus dem tiefſten Meeresgrund. Ihn leitet nicht mehr der blinde, dunkle Inſtinkt oder Naturtrieb, ſondern eine Alles beleuchtende Vernunft iſt ſein Eigenthum. Er hat den freien Gedanken und die Gabe der Sprache. Mit ſeinem Geiſte erhebt er ſich weit über ſein eigenes Selbſt, ihm ſtrahlen die erſten Funken göttlicher Offenbarung in die Seele — der Menſch allein weiß hienieden von einem Gott. Er erhebt ſich bis zu ihm, und ſinkt vor ſeinem Throne nieder, und betet ihn im Staube der Erdenwelt an. Vom himmliſchen Lichte erleuchtet, eilt er den Weg der Ewigkeit, und ſtreckt, mit zitternder Freude, die Hand nach der Krone der Unvergänglichkeit aus, und ſchmückt damit ſein unſterbliches Haupt. Welch ein ungeheurer Zwiſchenraum dehnt ſich nicht zwiſchen dem todt-fliegenden Saamenſtaub und der erhabenen Menſchenſeele aus, die Gott denkt! Welche Millionen Stufen und Stufen, in unabſehbaren Reihen vom niedrigſten Geſchöpf, das wir kennen, bis zu der Höhe, wo der Menſch ſteht?

§. 5.

§. 5.

Aber wie? iſt hier ſchon die letzte Höhe? Endet nun ſchon die Himmelsleiter der Schöpfung? Ragt der gebrechliche Menſch ſchon unmittelbar an die Majeſtät Gottes? Verlaß, o Menſch, mit deinem Blick die Erde, und ſieh empor in jene Regionen, wo unzählbare Welten in unausſprechlicher Ferne ſchweben, und die wir, wegen ihrer ungeheuren Weite, nur noch als glimmende Funken kennen. Wie wird dir bei dieſem Anblick? du ſieheſt und ahneſt neue Stufen, neue Weſen, neue Kräfte droben! Aber ein undurchdringlicher Schleier verhüllt dir dies große Schauſpiel. Durch die Hülfe der Fernröhre haben wir nun ſchon erfahren, daß jene kleine Sterne Weltkörper ſind, ſo groß, und öfter noch viele tauſendmal größer, als der Erdball, den wir bewohnen. Und wenn wir aus dem ſchließen, was wir *hienieden* ſehen, auf das, was uns von dort nur als dunkle Ahnung hernieder glänzt; wenn die Stufenleiter zur göttlichen Vollkommenheit *ins Unendliche* fortgeht: ſo ſind dort vielleicht Welten, ähnlich verwandt unſerer Erde, wie die Pflanze dem Thiere, wie das Thier dem Menſchen; ſo ſtehen dort Weltkörper, neben deren Größe und Pracht unſer Erdball nur ein flüchtiger Sonnenſtaub iſt, ſo ſtehen dort Welten von höhern Weſen bewohnt, die Stufenweiſe emporgehen über uns, wie wir über Pflanzen und Thiere! Und die ſchimmernde Kette der Schöpfung ſteigt mit denſelben höher, immer

höher

höher durch das Reich aller Möglichkeit, aller Vollendungen. Dürfen wir glauben, daß wir die vollkommenſten Weſen der Allmacht ſeyen? Wir ſind es hienieden, aber ſind wir es auch in der ganzen Schöpfung? Wie lang mag noch die Reihe beſſerer vollkommnerer Geiſter über uns ſeyn? Himmliſche Weſen, heilige Engel, Erzengel, oder welchen Namen die ſchwache Sprache der Menſchen euch beilegte, ihr erhebet euch durch das Ewige zum Urquell des Lichts und des Heiligſten! Ach, werden wir einſt zu euern erhabenen Stufen gelangen? Werden wir, entbunden von dieſer Erde, emporgehoben zu der unterſten eurer Reihen? Höher und höher dringen zu euerm und unſerm Schöpfer? Und ihr, himmliche Weſen! ihr, die ihr auf der letzten Sproſſe der Vollendung, in namenloſer Seligkeit ſchwebet, der Gottheit nahe, in ihrer Herrlichkeit wohnend, auch ihr verſchwindet endlich wie ein Nichts vor der Majeſtät des Allerhöchſten ſelbſt! Euer Daſeyn ſtammt nur von ihm, aber er ſelbſt iſt durch ſich ſelbſt. Er iſt der er war, und ſeyn wird; ihr ſeyd nur Schatten gegen ihn. Eure höchſte Vollendung und Seligkeit ſind nur matte Strahlen des Glanzes, Gott aber iſt der Unendlich-Vollkommene, ein Ozean des Lichts, in welchen kein Cherub zu ſchauen wagt. (1 Tim. 6, 16.)

§. 6.

§. 6.

Und nun, mein Geiſt, da du die Kette der Weſen, und ihre Stufenreihe bis zur Urquelle alles Erſchaffenen verfolgt haſt, werfe einmal einen Blick auf die Wunder des Firmaments, und ſiehe, mit welcher Ordnung und Harmonie die Anzahl der Sonnen und Welten, friedfertig ihre ewige Bahnen im grånzenloſen Schöpfungsraume durchwandeln. Denke dir, indem du hinaufſchauſt, jener Sterne unendliche Mannichfaltigkeit und Anzahl, und erinnere dich dabei der Worte des göttlichen Offenbarers Jeſu: In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen! (Joh. 14, 2.) und indem du dein Auge zu den flammenden Sonnen und Erden des grånzenloſen Weltalls erhebſt, vergeſſe nie der Majeſtåt Gottes und ſeiner Allmacht zu gedenken, die zu faſſen kein menſchlicher Verſtand vermag. Mit bloßen Augen kann man, beim reinſten Himmel, des Nachts beinahe eilf hundert Sterne, das heißt, eilf hundert Weltkörper, zählen, die größer als unſer Erdball ſind. Wird aber der ſchwache Blick des Auges durch die Kunſt der Fernröhre bewaffnet und ſchärfer: ſo erkennt man in dem ungeheuern Raum des Himmels, welchen wir überſehen, achtzig tauſend Sterne, von denen Einer immer tiefer hinaus im ewigen Raume des Weltalls ſteht, als der Andere. Durch die beſten Fernröhren aber, entdeckt man eine noch bei weitem größere Summe von Geſtirnen. Sternkundige haben, vermittelſt ihrer weit-

ſehendſten

:hendſten Fernröhre, nur an einem kleinen Fleck des Himmels ſo viele Sterne gezählt, daß wenn alle Theile des Firmaments mit eben ſo viel Geſtirnen bevölkert ſind, der ganze Himmel über fünf und iebzig Millionen Sterne trägt. Könnte menſchliche Kunſt das Auge noch mehr ſchärfen, daß es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls dringen würde — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch menſchliche Worte auszudrücken.

Wir unterſcheiden unter den Körpern des Himmels zweierley Arten, die größern, Fixſterne genannt, haben ihr eigenes Licht — die Andern, kleinern, Planeten oder Wandelſterne genannt, ſind dunkle Körper, und erhalten Licht und Wärme von den Fixſternen. Die Planeten werden wieder in Haupt- und Nebenplaneten eingetheilt. Die Fixſterne haben nur Eine Bewegung, nämlich, um ihre Axe; die Hauptplaneten oder Erden, haben deren zwei, Eine um ihre Axe, die Andere um ihren Fixſtern; die Nebenplaneten oder Monden, endlich, haben dreyerley Bewegung, die Erſte um ihre Axe, die Zweite um ihren Hauptplaneten, und die Dritte, mit ihrem Hauptplaneten, um den Fixſtern.

So groß und unbegreiflich auch die Zahl der Geſtirne iſt, ſo iſt ihre Entfernung von unſerm Erdball doch nicht minder auſſerordentlich. Die meiſten dieſer Sterne ſchweben in ſo ungeheurer Weite von uns, daß ſie auch durch die allerbeſten Fernröhre nicht größer erſcheinen, als wir die nä-

hern mit bloßen Augen ſehen. Es gibt keine Zahl ihre Entfernung von uns auszudrücken. Einer der allernächſten Sterne für uns, und zwar derjenigen Sterne, die mit eigenem Lichte glänzen, iſt das prachtvolle Tagesgeſtirn die Sonne. Sie vergrößert ſich noch, durch das Fernrohr betrachtet, und doch beträgt ihre Entlegenheit von uns, ein und zwanzig Millionen Meilen! Welche mächtige Ferne! Wie klein erſcheint in dieſer Ferne der prachtvoll ſtrahlende Weltkörper, den wir Sonne nennen, er, der doch eine Million vier hundert und acht und vierzig tauſendmal größer iſt, als unſer Erdball! Das Licht der Sonne, welches kaum mehr als acht Minuten Zeit braucht, um den unermeßlichen Raum von ſich bis zur Beleuchtung des Erdballs zu durchfliegen, würde eben ſo viele Jahre nöthig haben, um den noch unermeßlichern Raum, von ſich bis zu dem nächſten, der mit eignem Lichte ſtrahlenden Sterne zu durchflieſſen. Welche Größe des Weltalls, welche Unendlichkeit! und doch iſt es gewiß, daß wir nur den geringſten Theil dieſer im Himmelsraume wandelnden Sonnen und Erden ſehen. Noch ſtrahlen und wandeln Millionen und Millionen derſelben in weit entlegenern Gegenden. Denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten haben die Sternkundigen hin und wieder einen neuen fremden Stern erblickt, der viele Jahre lang neben andern Geſtirnen leuchtete, dann wieder ſchwächer glänzte, und, ſich in die Ewigkeit des Weltalls verlierend, verſchwand. Wohin

gieng

gieng er? wem leuchtet er jeẓt? Eben ſo erſcheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen der Kometen bekannten Geſtirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmähig immer heller hervor, ſtrahlen mit ſonderbarem Glanz, wenden ſich wieder von uns ab, werden, je weiter ſie in den gränzenloſen, weiten Weltraum zurückkehren, kleiner, leuchten immer bläſſer, bis ſie dem Auge ganz entſchwinden. Wer ſagt uns, wo, im uferloſen Weltall, ihre Heimath ſey?

Zehn ſolcher Hauptplaneten, die, gleich unſerer Erde, Licht und Wärme von der Sonne erborgen, ſchweben um die Sonne. Sie alle ſind Erden, wie unſer Erdball; ihrer viele ſind kleiner, andere größer, als der Stern iſt, welchen wir noch heute bewohnen. Und die allernächſte von dieſen Erden, iſt doch noch acht Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; aber derjenige Erdball, der von den uns bekannten am allerentfernteſten von der Sonne ſchwebt, iſt beinahe vier hundert Millionen Meilen weit von ihr. Die Einbildungskraft ſchaudert, wenn ſie an dieſe unermeßlichen Räume gedenkt, in denen ſo viele große Welten, ſich frei ſchwebend um die Sonne, wie um ihren erwärmenden und beleuchtenden Mittelpunkt, ſchwingen. Die Seele verliert ſich in dem Unermeßlichen, und zittert vor der unbegreiflichen hohen Majeſtät des Schöpfers. Sie fühlt ſich wie vernichtet, und eine demüthige Erkenntniß ihres Nichts, reißt ſie zur Anbetung des Unendlichen hin!

§. 7.

§. 7.

Gleichwie unſere Sonne, um welche unſer Erdball ſchwebt, zehn andern größern Weltkörpern, nebſt deren Monden, Licht und Tag gibt: ſo gieſſen jene tauſend Millionen Sonnen, welche uns nur als kleine Sterne erſcheinen, ihr Licht nicht vergebens aus, ſondern jede von ihnen, gleich unſerer Sonne, hat auch ihre dunkeln Weltkörper zu erleuchten und erwärmen. Wie unendlich weit aber, muß eine Sonne mit ihren Nebenkörpern, von der andern Sonne entfernt seyn, wo wir ſie doch am Himmel alle gedrängt beiſammen zu ſehen wähnen! So ſcheinen oft in einem Walde, die fern von einander ſtehenden Bäume, aus gewiſſer Ferne betrachtet, doch beiſammen befindlich zu ſeyn. Aber unſer Erſtaunen über die Größe des endloſen Raums, welchen wir Sternenhimmel nennen, ſteigt mit jeder neuen Betrachtung. Wir ſehen einen hellen, weißglänzenden Streifen, wie eine entfernte glänzende Wolke, mitten durch den heitern Nachthimmel gezogen. Dieſer weiße, ewig bleibende Schimmer, wird von uns die Milchſtraße genannt. Umſonſt will das Auge, mit den köſtlichſten Fernröhren bewaffnet, dieſe erhellte Himmelsgegend durchforſchen. Es findet nichts, als ein ungeheures Meer unveränderlichen Glanzes. Es ſind die verworrenen Strahlen von Millionen und abermal Millionen entfernten Sonnen, es iſt das Licht von ſo weit im unermeßlichen Abgrund der Himmel befindlichen Geſtirnen, daß wir dieſe

ſelbſt

ſelbſt nicht mehr ſehen können. Nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen, rührt noch ſchwach unſern Blick. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchſtraße näher ſchwebenden Weltkörper, dann würden wir ſtatt des weißglänzenden breiten Streifens am Himmel, einen Ozean von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen, Stern ſo dicht an Stern gedrängt ſehen, daß alles nur ein einziges Feuer zu ſeyn ſchiene.

Die verwegenſte Einbildungskraft ſchaudert, in dieſer Gränzenloſigkeit der Schöpfungen, furchtſam zurück. Und könnteſt du mit Flügeln, ſchneller als der Blitz, ſchneller als das Licht, ſchneller als der Gedanke, von Stern zu Stern dich ſchwingen; hätteſt du die Erde und ihre Sonne weit hinter dir zurückgelaſſen — und flögeſt du von einem Jahrtauſend durch das andere Jahrtauſend — du ſuchteſt vergebens das Aufhören des Weltalls. Immer neue Geſtirne, neue Schöpfungen würden dir, aus endloſen Entfernungen, entgegen ſtrahlen. Und hätteſt du ſie erreicht, ſo würden ſich wieder neue glanzvolle Welten aus neuen Fernen dir offenbaren. Du ſieheſt kein Ende, kein Ufer. Du verlierſt dich ſchwindlicht in der Ewigkeit des Seyns. Du erreichſt nicht den Saum der Allmacht und ihrer Wirkungen. So viel es menſchliche Erfindung und Kunſt bisher vermochte, iſt die Natur und Geſtalt und äuſſere Oberfläche der uns am nächſten ſtehenden Weltkörper unterſucht. Der Mond ſteht uns ſo nahe, daß die

 Sternſeher,

Sternſeher, durch Hülfe ihrer Werkzeuge, ſchon einen Punkt daran erkennen, was auf Erden eine der größten Städte ſeyn würde. Man hat in ihm zahlreiche Gebirge, zahlreiche Thäler entdeckt. Aber jene Gebirge des Mondes ſcheinen ganz anderer Art, wie die Berge auf Erden zu ſeyn. Viele durchziehen in langen Ketten den ganzen Weltkörper; andere gleichen einem Ringe, deſſen Inneres dunkel iſt. Eben ſo wunderbar iſt die Sonne. Bei genauen Beobachtungen iſt es wahrſcheinlich geworden, daß auch die Sonne, gleich unſerer Erde, ein dunkler, bewohnbarer Körper ſey, aber umgeben von einem blendenden, ſtrahlenden Lichte, welches über und um den Sonnenkörper wallt, wie die dunkeln Wolken um den Erdball. Jene Licht- und Glanzfülle der Sonne, wallet oft näher zuſammen; oft ſcheinen ſich die hellſtrahlenden Gewölke zu trennen, und man ſieht durch ſie, wie durch einen zerriſſenen Strahlenſchleier, auf die dunkle Oberfläche des Sonnenkörpers hinab. Wenn jener prachtvolle Weltball der Sonne, von vernünftigen Weſen bewohnt iſt: ſo wandeln ſie im ewigen Licht. Ein Ozean von Glanz erfüllt ihren Himmel, ſtatt wir auf Erden über unſerm Haupte die ſchwebenden Wolken erblicken.

Und gewiß hat der Allmächtige den ſchönſten Theil ſeines Weltalls nicht bürgerlos gelaſſen! Wie? ſollten jene Erden, jene Millionen Welten, todt und unbevölkert geblieben ſeyn? Die Allmacht Gottes hätte ſie ins Daſeyn gerufen, ohne Abſicht

und

und Zweck? Nur unſer Erdball, einer der kleinſten aller Weltkörper, ein bloßes Staubkorn im unendlichen Weltgebäude, genöſſe allein den Vorzug, von vernünftigen Weſen bewohnt zu ſeyn, die Gott verehren und ſeine Herrlichkeit anbeten können? Wer möchte dies glauben? Wer könnte es glauben, daß des Schöpfers unerſchöpfliche Macht und Güte, die auf Erden auch den kleinſten Grashalm mit Gewürmen und Thieren aller Art bevölkerte, die größten Welten todt und öde ließ? Nein, nein, das Weltgebäude iſt nicht ausgeſtorben! Geiſter, die Gott verehren können, bewohnen auch die übrigen Welten und Reiche, und verherrlichen ſeinen Namen. Der Erdball, auf welchem wir leben, und deſſen Daſeyn gar nicht einmal vermißt werden würde, unter ſo vielen Millionen Welten, wenn er in Nichts verſchwände; dieſer Erdball, ſage ich, der gleichſam nur ein Sonnenſtäubchen im unermeßlichen All des göttlichen Reiches iſt, dieſer Erdball iſt nicht allein ein Wohnplatz vernunftbegabter Geſchöpfe! Andere Weſen, wohl vollkommner und edler noch als wir, leben in andern Welten. Auch ſie gehören zu der Familie des himmliſchen Vaters. O Jeſus, göttlicher Lehrer, jetzt erſt wird es hell in unſerer Seele; jetzt erſt geht Deine Offenbarung wie Sonnenlicht in uns auf, die Du uns in den geheimnißreichen Worten gabſt: In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen! Du deuteteſt auf die Unendlichkeit, Pracht und Vollkommenheit

des

des großen Weltganzen hin, worin die Majeſtät des Ewigen herrſcht, und worin auch wir, niedrigen, thieriſchen Lüſten entbunden, nach geiſtiger Vollkommenheit ringen ſollen. Werdet vollkommen, wie Alles im Weltall, jedes nach ſeiner Art, wie Gott vollkommen iſt!

§. 8.

Anbetend ſinke ich, ewiges, höchſtes Weſen, ich armer Staub, vor dir im Staube hin! Du, deſſen Namen, deſſen Größe, Millionen Weſen, auf Millionen Welten, mit Andacht feyern; Du, der allbeſeligend im unendlichen Ganzen wohnt, und Freude und Entzücken über alle Sterne hinſtreut; Du, in deſſen Lichte unermeßliche Welten, wie geringe Sonnenſtäubchen, ſpielen, und deſſen Schöpfungen keine Schranken kennen; Herr, Herr, vor deſſen Majeſtät alle Geiſter ehrfurchtsvoll beben, und der Seraph ſchaudernd das Antlitz verhüllt — Du Höchſtes, Du Ewiges, Du Alles! — Du biſt mein Vater! — — — Ach, laß mich Dich Vater nennen! In dem Worte liegt mir nun ein nie empfundener Himmel, eine Seligkeit, eine Beruhigung, werth von Engeln genoſſen zu ſeyn. — Vater, Vater, der Du biſt in den Himmeln, Dein Name wird in tauſend und tauſend Welten geheiliget, Dein Reich iſt auch zu unſerm Erdenſtern gekommen, und umfaßt beglückend die weite Ewigkeit! Ja, wenn die Nacht mit begeiſternder Herrlichkeit emporſteigt, und ſie

den

den Schleier von Sonnenſtrahlen hinwegzieht am Firmament; wenn wunderbar aus ewigen Fernen, aus den Tiefen des Weltalls, tauſend neue Sonnen, neue Erden ſchimmern, dann hebe ſich mein entzückter Blick nie wieder zur ſtillen Pracht der Geſtirne, ohne Deiner Hoheit, Größe und Macht zu gedenken. — Jene Geſtirne predigen Deine Majeſtät herrlicher, als es der Geiſt eines Sterblichen vermag. Jene Geſtirne, die aus dem ewigen All mich anſtrahlen, ſind heilige Offenbarungen von oben her, ſind Propheten der Ewigkeit, die mich anrufen. Sie ſind Weiſſagungen von dem unbekannten Jenſeits, welches mich erwartet. — O mein Gott, mein Gott, vielleicht habe ich nun ſchon, mir unbewußt, den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit geworfen. — Vielleicht ſah ich ſchon Strahlen einer Welt, die einſt meine Welt wird, in der, verklärt und veredelt, die Geiſter meiner Geliebten, mit überirdiſchem Entzücken, wallen; — ach, ſie ſehnen ſich nicht mehr zu dieſer Erde zurück! vielleicht erkennen ſie dieſelbe kaum noch als einen kleinen Punkt unter den Sternen, wiſſen nicht, daß dieſer Punkt einen kurzen Traum lang ihr Wohnort geweſen — wiſſen nicht, daß noch auf dieſem Punkt ein liebendes Herz wohnt, welches ſie vergebens ruft!

O zurück, mein Geiſt, von dieſen kühnen Vermuthungen! — Dein Blick ſchwang ſich von Stern zu Stern bis in das Unendliche; dich umſchauerten ſüße Ahnungen der Ewigkeit — geh, ver-

birg

des großen Weltganzen hin, worin die Majeſtät der Ewigen herrſcht, und worin auch wir, niedrigen, thieriſchen Lüſten entbunden, nach geiſtiger Vollkommenheit ringen ſollen. Werdet vollkommen, wie Alles im Weltall, jedes nach ſeiner Art, wie Gott vollkommen iſt!

§. 8.

Anbetend ſinke ich, ewiges, höchſtes Weſen, ich armer Staub, vor dir im Staube hin! Du, deſſen Namen, deſſen Größe, Millionen Weſen, auf Millionen Welten, mit Andacht feyern; Du, der allbeſeligend im unendlichen Ganzen wohnt, und Freude und Entzücken über alle Sterne hinſtreut; Du, in deſſen Lichte unermeßliche Welten, wie geringe Sonnenſtäubchen, ſpielen, und deſſen Schöpfungen keine Schranken kennen; Herr, Herr, vor deſſen Majeſtät alle Geiſter ehrfurchtsvoll beben, und der Seraph ſchaudernd das Antlitz verhüllt — Du Höchſtes, Du Ewiges, Du Alles! — Du biſt mein Vater! — — — Ach, laß mich Dich Vater nennen! In dem Worte liegt mir nun ein nie empfundener Himmel, eine Seligkeit, eine Beruhigung, werth von Engeln genoſſen zu ſeyn. — Vater, Vater, der Du biſt in den Himmeln, Dein Name wird in tauſend und tauſend Welten geheiliget, Dein Reich iſt auch zu unſerm Erdenſtern gekommen, und umfaßt beglückend die weite Ewigkeit! Ja, wenn die Nacht mit begeiſternder Herrlichkeit emporſteigt, und ſie

den

Thau wird Reif; die Wolken laſſen Schnee fallen, ſtatt befruchtenden Regens; die Ströhme werden Eis; die Pflanzen welken; Menſchen und Thiere verbergen ſich. Bald iſt die eine Hälfte der Erdkugel eine unüberſehbare Einöde, eine lebloſe Wüſte, als hätte der Schöpfer ihrer vergeſſen; während die Landſchaften der andern Erdhälfte im grünen Schmuck des Sommers prangen, wo die Strahlen der Sonne ſenkrecht niederſtröhmen und erwärmen. Doch unaufhaltſam rollt der Erdball weiter in ſeiner Kreisbahn um die flammende Sonne. Bald wendet er ſeine winterliche Seite wieder dem großen Quell der Wärme und des Lichts zu. Allmählig fallen ſchon die Sonnenſtrahlen weniger ſchief auf dieſe erſtarrte Seite, und die Wärme dringt ein. Die Schneefelder verſchwinden, die vom Eispanzer befreiten Ströhme brauſen in ihren Ufern fort; ein mattes Grün umſchimmert Hügel und Thäler. Der Frühling beginnt für uns, während die Fluren der andern Erdhälfte nun herbſtlich erbleichen — die unſrige glänzt in der Fülle des Sommers, unter den beinahe ſenkrechten Strahlen der Sonne, während die andere von Schnee und Eis beinahe eine lebloſe Wüſte geworden.

So wirkt die ewige Himmelsordnung auf den Erdball im Großen. So führt der Lauf unſers Weltkörpers um die Sonne den Wechſel der Jahreszeiten herbei. Geſchlechter blühen auf und erwelken; aber die Ordnung des Himmels dauert

fort;

fort; immer verjüngt ſich die Erde, immer erſtirbt ſie zum neuen Aufleben. Ach, Tauſende gehen über dieſe wunderbare Erde hin, und achten nicht auf die erhabenen Schöpfungsgeſetze, nicht auf des Schöpfers unveränderliche Huld, der, zu ihrer Seligkeit, in unberechenbaren Fernen, unermeßlichen Weltkörpern Lauf und Thätigkeit vorſchrieb. Jene Wolken, die, noch vor wenigen Monaten, Schnee über die Fluren ausſtreuten, ſenden jetzt warme Regenſchauer nieder, zur Erquickung der Pflanzen und Thiere. Wer ergründet der Wolken ſeltſames geheimes Spiel? Nebel ſchweben über den Wieſen und längs den Hügeln in ſichtbarer Geſtalt; unſichtbare Dünſte und Dämpfe, von der Wärme der Erde und ihrer Millionen Geſchöpfe entwickelt, ſteigen leicht in die Luft empor. Und iſt die Luft mit dieſen Dünſten geſättigt, und ſie erkaltet, ſo entſtehen die Wolken.

§. 10.

Wolken und Nebel beſtehen aus kleinen Dunſtkugeln. Aber wie entſtehen dieſe? Wie können dieſe Wolken, dieſe ungeheuern Waſſermaſſen, welche, wenn ſie in Tropfen zuſammenrinnen, als Regen niederfallen und weite Länder überſchwemmen, Bäche zu Ströhmen, Ströhme zu Flüßen anſchwellen? — wie können ſie ſo leicht und unbeweglich über unſern Häuptern ſchweben, ſie, die, in Tropfen verwandelt, tauſendmal ſchwerer ſind, als die Luft auf der ſie ſchwimmen? Es gibt der

winterliche

erliche Himmel der Erde ſeinen Schnee, um
ahlloſen Gewächſe gegen des Froſtes tödtende
ht zu beſchirmen und zu erwärmen. Es gibt
Frühlingshimmel der Erde ſeinen warmen
en, um den Millionen erwachenden Keimen
rung zuzuführen. Wunder drängen ſich in
Stunde an Wunder, und eine Güte des
öpfers folgt der andern. Und ich, der Zeuge
r Wunder, dieſer Güte, könnte gleichgültiger
hauer ſeyn? Wenn die Allmacht Gottes durch
Wink den Erdball in ſeinem Laufe feſſeln
de — es wäre genug, die ganze lebende Welt
ernichten. Der ewige Winter würde ſich mit
n Schrecken über die Welt verbreiten. Kein
hling brächte wieder Blumen, kein Sommer
ne Saaten, kein Herbſt die reichen Erndten.
ſchlafenden Gewürme und Thiere ſchliefen
Todesſchlaf; die Völker würden verderben,
andern Weltgegenden flüchten, umkommen.
Erdball wäre ein unermeßliches Grab ſeiner
wohner, und der letzte Menſch, welcher einſam
ſchen den Leichen über die Erde gienge, ſähe
große Weltgericht in ſeiner ganzen Furcht-
keit. Aber Gott lebt; er will Leben wecken,
Leben und Seligkeit blühen durch das ganze
ltall. Unveränderlich geht das große Uhrwerk
Natur fort, wie Gottes Weisheit es von An-
nn geordnet. Eine Reihe dunkler Kräfte ſind
geheime Triebwerk, welches alles in der fort-
ernden Regſamkeit erhält. Warum will ich

die Himmel durchdringen, und in dem Kreistanz entfernter Welten die Wunderhand des erhabenen Schöpfers ſuchen? Sie iſt mir überall nahe, und die Geſchichte eines kleinen Pflanzenkeims offenbart mir die Weisheit, Ordnung und Wohlthätigkeit der Schöpfung, eben ſo glänzend, als die Laufbahn der Erde, der Sonne und der Sterne, aus welcher der Wechſel der Jahreszeiten entſpringt. Die Anmuth eines heitern Frühlingstages lockt dich hinaus in die freie Flur. Dein Fußtritt geht über ein ganzes Reich mannichfaltiger, dir unbekannter Pflanzen hin, und zertritt zarte Keime, die emporſproſſen wollen. Ach, du weißt nicht, welche zarte Sorgfalt die Natur für ſie bis dahin getragen. Im Herbſte ließ der alte Eichſtamm des Waldes ſeinen Saamen zur Erde fallen. Er diente unzähligen Thieren zur Nahrung. Aber doch einige dieſer herben Früchte blieben ungenoſſen am Boden liegen, zwiſchen dem welkenden Graſe. Nun ſtreute der mütterliche Baum ſein dürres Laub, vor Anbruch des Winters, darüber, und deckte die vergeſſene Eichel ſchonend gegen die rauhe Jahreszeit. Und über die Laubdecke breitete ſich der beſchirmende Schnee. So ſchlief der zärtliche Keim, im langen Winter, wohlverwahrt. Du ſorgteſt nicht für ſie. Lebloſe Weſen nahmen ſich ihrer an, nach des Schöpfers wohlthätiger Anordnung. Der Frühling beginnt. Auch die vergeſſene Eichel fühlt in ihrem Innern die allesbelebende Wärme. Ihr Keim ſprengt den Kern.

Es

:s ſenkt ſich eine feine Wurzel in den vom Schnee
nd Regen erweichten Boden, befruchtet und nahr-
aft durch des Mutterſtammes verfaultes Laub.
Die Wurzel ſaugt die erſte Nahrung aus den
Brüſten der allgemeinen Mutter alles Irdiſchen,
er Erde. Dadurch gewinnt der Keim neue Stär-
ung; er hebt einen ſchwachen, krautartigen
Stengel empor, und faltet die weichen Blätter
m Sonnenlicht aus. Auch durch die Blätter
ugt dies junge Pflänzchen neue Nahrung durch
ie Luft. Es erſtarkt unter Regen, Wind und
Sonnenwärme. Du ſchreiteſt vorüber, und ach-
ſt dieſes geringen Krautes nicht. Aber die gütige
Natur ſorgt mit ewig reger Mutterliebe für daſ-
lbe, ſo wie ſie für dich ſorgt. Siehe, das
Kraut wird Baum; wird einſt des Waldes
Schmuck, des Menſchen Reichthum, wenn du ſchon
Staub geworden. Es prangt dereinſt in hundert-
ihriger Schönheit; und deine Urenkel lagern ſich
ielleicht einſt im Schatten dieſer ehrwürdigen
:iche, über den Wipfel dieſen Frühling noch deine
'ußſohle verächtlich hingleitet.

§. 11.

So iſt alles mit Liebe und Vorſorge von der
öttlichen Schöpferhand geordnet. So ſteht
lles in genauer Verbindung. Nichts iſt umſonſt.
ines dienet unterſtützend in der Schöpfung dem
ndern. Der Frühlingstag, welcher dich heute
nlächelt, ſorget ſchon für die nachfolgenden Jahr-

hunderte,

hunderte, ſorget ſchon für das Wohlſeyn deiner Kinder, deiner Enkel und Urenkel. So hat dem aufmerkſamen Beobachter der Natur alles Wichtigkeit, alles Bedeutung, wenn er in die wiedererwachende Schöpfung hinaustritt. Der Chriſt ſieht in jeder Blume die Ewigkeit der unergründlich weiſen Weltordnung; ihm deutet jeder Halm hinauf zum Schöpfer; ihm predigt jedes Blatt, die Liebe und Herrlichkeit ſeines Gottes. Und wie viel Millionen lebender Weſen treten mit dieſem Frühling ins Daſeyn! Wer zählt das Heer der Gewürmer, welches über die Erde kreucht? Wer die Schaaren der Vögel, welche in den Lüften ſpielen, und die Wälder mit Geſang erfüllen? Wer die Heere der Fiſche, welche im Bache und im Meere ſchwimmen? Wer die Arten aller Thiere, welche, dem Menſchen freundlich oder feindlich, auf allen Wieſen und Bergen, in den Wäldern und Thälern umherirren? Für alle ſorgte Gottes Liebe und Weisheit. Die Geſchichte jedes dieſer Geſchöpfe, die Geſchichte des kleinſten Wurms, von ſeinem Entſtehen bis zu ſeiner Auflöſung in Erde, iſt eine Geſchichte der wunderbaren Allmacht und Allweisheit Gottes. Ach, es iſt unmöglich, alles und alles, was Gott um uns her erſchuf, zu beobachten, zu durchforſchen; unſer Leben iſt zu kurz, alles von ſeinen Werken zu erkennen, ob es gleich vor unſern Augen liegt. Unendlich und gränzenlos und unbegreiflich, wie das höchſte Weſen in ſich ſelbſt, iſt es auch in ſeinen Werken. Und

auch

auch ich bin unter den zahlloſen Wundern der göttlichen Macht ſelbſt ein Wunder, welches ſich nicht begreifen kann, und keines der geringſten. Der menſchliche Geiſt ſchwebt höher, als alles Irdiſche; er umfaßt das Mannichfaltige, und trägt in ſich das Bild der Welt und der Gottheit. Er iſt die Krone, die letzte und lieblichſte Blume der Schöpfungswerke, zwar feſt mit den Wurzeln am Erdball haftend, aber das Haupt durch den Himmel hebend zur Gottheit.

§. 12.

Ich will reden von Deiner herrlichen ſchönen Pracht und Deinen Wundern! So ſang David, der königliche Sänger Gottes. Und wo iſt der Chriſt, welcher nicht gern und freundlich, beim Anſchauen der täglich ſchöner aufblühenden Natur, von dergleichen Empfindungen belebt würde? Wo iſt ein Tempel des Höchſten, der feſtlicher geſchmückt wäre zu ſeiner Verehrung, als der Tempel der Natur, deſſen Gewölbe der ſtrahlende Himmel, deſſen Teppich die weite, grünende, mit Blüthen überſtreute Landſchaft iſt? Wahrlich, es iſt nicht gleichgültig, an welchem Orte man ſich befindet, wenn man mit edler Bewegung des Gemüths an Gott denken will. In meiner Hütte, im Gewühl des gemeinen Lebens, zwiſchen den Wohnungen der Sterblichen, ſehe ich nur Menſchenwerk; aber drauſſen erblicke ich, umrauſcht und umduftet von der Pflanzenwelt,

Gotteswerke. Je länger ich ſie im Ganzen oder einzeln betrachte, deſto auſſerordentlichere Dinge nehme ich wahr, deſto höher ſteigt meine Ehrfurcht. Wenn wir eine Pflanze zergliedern, oder vermittelſt eines Vergrößerungsglaſes ihre innern Theile genauer betrachten, welche Kunſt, welche Zweckmäßigkeit, welche Ordnung, bietet ſich da unſern Augen dar! Wir erblicken, wie Faſern ſinnvoll und regelmäßig durch Faſern geſchlungen und verwebt ſind, um dem Ganzen eine zuſammenhaltende Feſtigkeit zu geben; zwiſchen den Faſern allerley kleine Gefäſſe und Röhren, die theils Saft enthalten, welcher in ihnen aufgeſtiegen iſt, theils Luft, die, ohne Zweifel, ebenfalls zur Nahrung dient. Einige dieſer Röhren ſind ſchraubenförmig gewundene, ſilberfarbene Bänder, die ſich aus einander ziehen laſſen, und wenn man ſie losläßt, wieder röhrenartig zuſammengehen. Doch wer ergründet, wozu dieſe Gefäſſe alle ſo äuſſerſt kunſtvoll gebaut ſind, wie keines Menſchen Hand ſie nachbilden könnte? Wer ergründet, wie nun in dieſen Gefäſſen Luft und Waſſertheile aufſteigen, und ſich ſo kunſtvoll verwandeln können, daß auf dem gleichen Fleck Erdbodens, der Roſenſtock den ſüßen Duft, die Wermuthsſtaude ihre Bitterkeit, der Weinſtock ſein köſtliches Getränk, und der Stechapfel ſein Gift bereiten könne? Alle umgibt doch die gleiche Luft, und ihre Wurzeln verſchlingen ſich in der gleichen Erdſcholle. Ich kann zwar im Innern eines Stammes die Markröhre ſehen; ich

muß

muß zwar glauben, das Mark müſſe einer der wichtigſten Beſtandtheile ſeyn; ich ſehe, wie ſich das Mark in ſeinen Faſern durch den dickſten Baum bis zur Rinde drängt; wie alle Aeſte des Baumes entweder unmittelbar aus dem innern Mark entſpringen, oder erſt von einem, durch die Rinde hervorgebrochenen, kleinen Markknoten ihren Anfang nehmen — aber wie wenig wiſſen wir darum noch über den wahren Zweck dieſes weißen, zellenförmig, zuſammengefügten Weſens? Wir wiſſen zwar, daß in jedem Baume ſich zwiſchen dem Baſte und dem alten Holze, eine neue Holzlage bildet, die das Mark ringförmig umgibt, aber woraus ſie entſteht, bleibt uns unbegreiflich. Wir wiſſen zwar, daß die Blätter als eine zarte Fortſetzung der Rinde anzuſehen ſind; aber wodurch empfangen ſie an jeder Pflanze ihre regelmäßig vorgezeichnete Form, die ſie nie ändern, und die ſie ſchon haben, während ſie noch in den Knospen zuſammengefaltet liegen.

Man ſagt, die Gottheit thue in unſern Tagen keine Wunder mehr. Zweifler, biſt du hinausgegangen in die Werkſtätte des Schöpfers, und konnteſt du dir die Ereigniße erklären, welche da dein erſtauntes Auge ſah? Iſt es dort nicht ſeine Hand, die täglich neu ſchafft; weſſen Hand iſt es, die das Unbegreifliche bildet?

Die Pflanzen gleichen, in vielen Dingen, den Thieren. Jene Saftſchläuche, Gefäße, Faſern, Schraubengänge und Luftröhren, ſind wie Eingeweide zu

betrachten.

betrachten. Aber die Aehnlichkeit vermehrt ſich, indem man bemerkt, daß die Pflanzen auch ein- und ausathmen. Dies geſchieht vermittelſt der Blätter, auf deren Ober- und Unterflächen kleine Oeffnungen ſind, durch welche theils Ausdünſtungen fortgehen, theils Luft eingeſogen wird. Die Haare, womit die Blätter ſehr fein bedeckt ſind, halten, wie der Wald den Nebel, auch den dünnſten Thau und Regen auf, und ſind vermuthlich, wie die menſchlichen Haare, ſehr zarte Röhren, welche die nöthigen Nahrungsſtoffe aus der Luft einſaugen, und dann, durch die Blätter, dem Stamm mittheilen.

Wie bei den Thieren, findet bei den Pflanzen auch Begattung Statt, ohne welche keine natürliche Selbſtvermehrung geſchieht. Wir erblicken, im Innern der Blumen, bald Fäden die aufrecht ſtehen, und an ihren Spitzen gelblichte oder röthlichte Staubbeutel tragen; bald andere Fäden, die keinen Staub geben, ſondern an ihrer Spitze eine klebrige Feuchtigkeit haben; bald beiderlei in gleicher Blume beiſammen. Jene werden mit Recht männliche, dieſe weibliche Blüthen genannt, oder wo ſich beide in gleicher Blume befinden, vermiſchte. Zur Zeit der vollſten Blüthe, geht die Befruchtung dadurch vor, daß die Staubkapſeln der männlichen Blüthen, ihren zarten Staub durch die Luft fliegen laſſen; er bleibt an den klebrigen Fäden hängen, und befruchtet die Blume. Dann fallen die männlichen Blüthen ab, die man gewöhnlich taube

Blüthen

Blüthen nennt, weil ſie ſelbſt keine Frucht geben. Aber würde man ſie alle, wie die Kätzchen an den Nußbäumen, oder die Blumen an den Gurken, vor ihrem Aufblühen abſchneiden: ſo würden die Fruchtblüthen nichts tragen können. Die Frucht, welche eigentlich den Saamen jeder Pflanze, zur Fortſetzung iher Art, enthält, iſt der edelſte Theil derſelben. Zu ihr tragen alle Theile vom Innern der Pflanze bei, ſie zu vollenden. Die Rinde des Stammes liefert die äuſſere umgebende Hülle; das unter der Stammrinde befindliche grünliche oder gelbliche Zellgewebe erweitert ſich durch zuſtröhmende, eigenthümliche Säfte, und wird zum fleiſchigten Theil der Frucht. Das Mark des Stammes gibt vermuthlich den erſten Urſtoff zu dem im Mittelpunkt liegenden Saamenkorn. Bei manchen Blumen erkennt man in der Befruchtungszeit die Begattung ſehr deutlich. Die kleinen Staubfäden legen ſich gleichzeitig an den klebrigen, aus der künftigen Frucht aufſteigenden Faden; oder ſie krümmen ſich, einer nach dem andern, zu demſelben nieder, und richten ſich ſodann wieder auf; oder ſie bewegen ſich links und rechts, den Staub abzuſchütteln.

Viele in der Tiefe des Waſſers wachſende Pflanzen ſtellen ihre Blüthen, während der Befruchtungszeit, über den Waſſerſpiegel, und ziehen ſie, nach vollbrachtem Geſchäft, wieder zurück. Von jener Seepflanze, Walaisner genannt, die im tiefen Grunde des Weltmeers wächſt, iſt

bekannt,

bekannt, daß ſich ihre männliche Blüthe vor dem vollen Aufblühen vom Stamme losreißt, und auf der Oberfläche der Wellen umherſchwimmt, wo ſie ſich erſt ganz entfaltet. Dann ſteigt die weibliche Blüthe, an einem ſchraubenartig gewundenen Faden hängend, gleichfalls empor, und ſinkt, nach geſchehener Befruchtung, wieder auf den Boden des Meeres zurück. Doch bei weitem nur von dem allergeringſten Theile der Land- und Waſſergewächſe, kennen wir ihre geheime Haushaltung. Wie wenig achtet der Sterbliche insgemein auf die Werke ſeines Schöpfers; wie wichtiger dünken ihn oft die mangelhaften Nachbildungen und künſtleriſchen Spielereyen von ſeines Gleichen. Würden wir einen hellen Blick in die Natur des großen Pflanzenreichs, und in das verborgene wunderbare Leben deſſelben werfen können — o eine fremde, unbekannte Welt würde uns umſchlingen; wir würden in jeder Pflanze einen Geiſt zu erblicken glauben, welcher deren äuſſere Geſtalt wie eine ſchöne Hülle um ſich geworfen hätte, und ihr Empfindung und beſonnenes Streben mittheilte.

§. 13.

Wir nehmen auch ſchon bei geringer Aufmerkſamkeit wahr, daß viele Gewächſe, gleich den Thieren, bei anbrechender Nacht zu ſchlafen ſcheinen. Sie verſchließen ihre Blumenkelche; ſie legen ihre Blätter zuſammen; ſie erwachen nicht bis die Sonne wieder hervorſteigt. Aber wie viele unter

den

ı Thieren des Tages ruhen, und erſt in der
ıcht herumſchwärmen, ſo ſind auch andere Pflan-
ı am Tage unthätig, ſie wachen erſt mit den
ternen auf, und ſtreuen ihre Wohlgerüche in der
len Dämmerung aus. Bei manchen läßt ſich
e ſehr zarte, faſt thieriſche Empfindung nicht ab-
ıgnen. Die ſchamhafte Mimoſe zieht ſchüch-
n ihre Blätter zuſammen, wenn man ſie an-
tet; ſie läßt ihre Blätter traurig niederhängen,
nn man ſie ſchlägt oder ſtark erſchüttert. An
ı meiſten Gewächſen aber bemerkt man ihre be-
ıdere Liebe zum Lichte. Welch ein wetteiferndes
dränge der Bäume eines dichten Waldes, Theil
haben am Sonnenlicht! Wie traurig und krän-
ıd ſtehen die Unterdrückten da, während freudig
jenigen über ihnen rauſchen, deren Wipfel vom
lanze des Himmelsgeſtirns trinken! Wie breiten
in Zimmern und Gewächshäuſern gehaltenen
lanzen ihre Zweige, ihre Blätter nach den Fen-
rn hin? Es iſt mehrmals bemerkt worden, wie
zur Winterszeit in Kellern aufbewahrten Wur-
ꝫewächſe, im Frühling weithin Ausläufer trei-
ı, um Licht zu finden. So trieb eine Kartoffel,
im Winkel liegen geblieben war, ihren Aus-
ıfer erſt zwanzig Schuh weit auf dem Boden
ı, gegen die Thüre, dann rankte ſie an der
and in die Höhe, und in gerader Richtung zum
htloch des Gewölbes. Wer kann, bei ſolchen
ſamen Aeuſſerungen des Pflanzenſinnes, gleich-
ltiger Zuſchauer bleiben?

Wie

Wie unter den meiſten Thieren, herrſcht ſichtbar auch unter den Pflanzen eine Art Geſelligkeit. Sie wohnen, wo ſie frei für ſich leben, ganz familienweiſe beiſammen. Da ſcheinen ſie dann kräftiger zu gedeihen, als wenn man ſie vereinzelt; ihr Wuchs iſt, beſonders an Bäumen, ſchlanker, ihre Oberfläche glänzender. Hingegen einzeln und frei ſtehende Pflanzen ſind zuſammengedrängter, ſtruppichter, rauher, auf Berghöhen behaarter. So wird auch der Menſch durch Geſelligkeit heiterer, in ſeinem Aeuſſern gefälliger, während Einſamkeit ihn in ſich gekehrter, rauher und wilder macht. Wie es unter den Thieren ſolche gibt, die ſich nur vom Untergang und Blut der andern ernähren, finden wir unter den Gewächſen auch mancherlei Raubpflanzen, die im Nahrungsſaft oder Blut der Uebrigen ſchwelgen. Sie hängen ſich ihnen an, und ſind überall mit Saugröhren bewaffnet; dieſe dringen mit ſolchen in ſie ein, und zehren ihre Kraft aus. So wie in den Einöden unſers Welttheils Amerika, die ſchrecklichſten Raubthiere einherwandeln, wuchern in unſern Wäldern auch die gewaltigſten Schmarotzerpflanzen. Die Lianen, mit Arms- und Schenkel-Dicke, umſpinnen die Bäume, ſaugend in allen Richtungen; ja von Baum zu Baum, in einer Länge von mehrmals hundert Schuh fortſchleichend, ſchnüren ſie, wie ſtarke Seile, ganze Waldungen zuſammen, und machen ſie ſo undurchdringlich, daß mit der Axt oft bei hundert Bäume von ihren Wurzeln getrennt

erden, und dennoch in einem Verbande mit
rn ſtehen bleiben. In unſern Gärten hängt
el ihre ausſaugenden Wurzeln zwiſchen die
er Obſtbäume und entkräftet ſie; eben ſo
uenflachs die kleinern Pflanzen, welches
ſtarker Bindfaden alle umwickelt. Es
war auch aus dem Saamen der Erde auf;
aber eine Pflanze erreicht hat, zieht es
urzel aus dem Boden, und wenn es eine
getödtet hat, geht es mit ſeinen Spitzen
ern über, und ſaugt ſie ebenfalls aus.
ei allen dieſen merkwürdigen Eigenheiten
nzennaturen, iſt ihr ganzes Weſen nur ein
s Schattenſpiel der thieriſchen Welt. Sie
e Bewußtſeyn, wenn gleich nicht ohne Em-
; ſie ſind ohne Willen, wenn gleich nicht ohne
die einem Willen ähnlich zu ſeyn ſcheinen.
lich wunderbar iſt der Bau ihres Innern,
lich wunderbar ihr Wachsthum und ihr
ren, ihr Verarbeiten der Säfte und ihr
ßiges Streben. Allein alles dies, und bei
mehr, entdecken wir auch in den thieriſchen
, welche, viel mannichfaltiger zuſammenge-
l ſinnvoller eingerichtet ſind. Die Seele
enskraft der Pflanzen finden wir auch voll-
in den Thieren und Menſchen wieder.
örper derſelben nähren ſich, wachſen und
ſich fort, ohne eigenen Willen. Der
ng wie der weiſeſte Mann wiſſen nicht um
heimniß, wie die genoſſene Nahrung ſich

Sünde iſts, die ſich an ihm ſelbſt rächet, damit er ſie verachten und dem Vollkommenen nachſtreben lerne. Die Leiden, welche wir uns durch Vergehungen und Thorheiten zuziehen, ſind das Feuer, welches verwundet, aber auch von allem Unedlen läutert und reinigt.

Vielleicht iſt es die Beſtimmung jener weit reiſenden Irrſterne, den alles belebenden Lichtſtoff und manche andere unbekannte, wohlthätige Kräfte im Weltgebäude zu vertheilen oder zu erwecken, weit von der Sonne entfernten Erden neue Lichtmacht zuzuführen. Vielleicht war ſelbſt die Fruchtbarkeit, die anhaltende Wärme, der beſtändig heitre Himmel des 1811ten Jahres eine Wirkung jenes entfernten Sterns, ein Tropfen ſeiner Kraft, der zu unſerer Erde niederſank.

§. 16.

So erblicken wir denn überall, eine geheime und wechſelſeitige Verbindung aller Theile des großen Weltganzen unter einander; und eine Fülle lebendiger Kräfte, durch das ewige Weltenreich ausgegoſſen, macht uns dieſe Verbindung kund. Da iſt unaufhörliches Regen und Bewegen. Wie Odem und Blut in Menſchen und Thieren, ſo der Saft in Eichen, Palmen und niedrigen Mooſen; ſo das Ströhmen der Quellen und Bäche von den Berggipfeln zu Flüßen und Meeren; ſo von Meeren und Seen, durch unterirdiſche Gänge, wieder

hinauf

hinauf gedrückt zu den Gipfeln der Berge; ſo verdampfende Weltmeere, die ſich in Wolken des Himmels verwandeln, von wo ſie tröpfelnd als Regen zu den Ländern der Menſchen fruchtbar zurückkehren. So alles eine ewige Verbindung! Und wie auf Erden, ſo in den Räumen des Himmels. In weitem Ringe fliegt der Mond um unſern Erdball, unſere Nächte zu beleuchten, und für ſeine Nächte Licht zu empfangen von dem Erdball. Die Erde fliegt, in Verbindung anderer Weltkörper, um die Sonne. Auch die Sonne ſteht nicht ſtill, ſie fliegt, vielleicht mit andern Sonnen, die wieder von andern Erden begleitet werden, um eine größere Sonne, die wir vielleicht unter den Tauſenden von Sternen zwar ſehen, aber doch nicht mit Sicherheit dafür erkennen mögen. Und dieſe Mittelſonne aller ſich um ſie bewegenden Sonnen, fliegt wieder in unendlich größerm Ringe, mit ihrem ganzen ſtrahlenden Weltenheer, um ein noch entlegneres Urlicht, von dem unſer aufs ſchärfſte bewaffnetes Auge nur keine Spur entdecken mag — alles weiter und weiter im ewigen Kreislauf.

Schwindel und Schauder, Entzücken und Entſetzen, überwältigt den Menſchen, wenn er ſich in dieſer Unendlichkeit der Schöpfungen wie vernichtet fühlt. Aber welch ein erhabener Stolz erhebt ſeine Seele, wenn er bedenkt, welch hoher Vorrang ihm ward, als Glied im All der Unendlichkeit. Ich dein Kind, o Gott, dein Auserwähl-

ter

ter unter den unzählbaren Weſen, die aus Deiner ſchöpfriſchen Macht hervorgiengen! mein Geiſt eine Blume, die ſich erſt in Ewigkeit zur Vollendung entfalten kann! Nur ihn machſt Du zur Ausnahme in dem unüberſehbaren Gebiet der erſchaffenen Dinge. Er ſoll heilig ſeyn, von allen Unvollkommenheiten frei, denn Du, Herr und Vater der Unendlichkeit, biſt heilig!

Cap. V.

Der Zweck ſeines Daſeyns.

§. 1.

Schwachheit und Elend ſind das Gepräge des
ugebornen Kindes. So tritt der Menſch in die
eſellſchaft ſeines Geſchlechts, ohne Bewußtſeyn
ner Selbſt, ohne Kenntniß von irgend etwas.
on den drei Leben: Pflanzen- Thier- und Geiſt-
en, die der Menſch lebt, entwickelt ſich zuerſt
s Pflanzenleben. Ohne Wiſſen und Willen
ird ihm ſein Daſeyn gegeben, und Pflanzenartig
der Wachsthum ſeines Körpers, vor und nach
ner Geburt. Zunächſt dem Pflanzenleben des
indes, welches in den frühern Jahren deſſelben
ch ganz vorherrſchend iſt, entwickelt ſich das
hierleben. Gleich dem Thiere begehrt und ver-
ſcheut, liebt und haßt das Kind gewiſſe Dinge,
ne die Urſache zu wiſſen warum? Und gleich dem
hiere, wird es nur von ſeiner ſinnlichen Natur
leitet — doch ſchimmern ſchon oft ſchwache Strah-
n der Vernunft, durch dieſen harmloſen Zuſtand
s Kindes durch. Die Entwickelung des geiſtigen
bens des Menſchen, fängt zuletzt an; und äuſ-
t ſich durch eine Neugierde des Kindes, in aller-

hand Fragen, die oft den Vernünftigſten in Erſtaunen ſetzt. So lange das Pflanzen- und Thierleben im Menſchen vorherrſchend, und das Geiſtige noch nicht in ihm erwacht iſt, ſind alle ſeine Handlungen für ihn von gleichem Werth.

Sobald aber die erwachende Vernunft den Unterſchied zwiſchen Gutem und Böſen erkannt hat, handelt er gut oder böſe, und auch erſt alsdann kann ſich der Menſch die wichtige Frage aufwerfen: Warum bin ich hier? Was iſt der Zweck meines Daſeyns? Was meine Beſtimmung? Viele, beſonders diejenigen welche ihr Auge mehr auf das Sichtbare, als auf das Unſichtbare gerichtet haben, fürchten ſich vor der gehörigen Beantwortung dieſer Frage. Iſt meine Beſtimmung Glückſeligkeit und Wohlſeyn, verbunden mit den Gefühlen der Tugend? fragen Viele. Aber wie wenige Menſchen genießen Glückſeligkeit, da jede Stunde des Lebens abwechſelnd Freude und Leid bringt; da wir bald bei den Schmerzen anderer trauern, bald unter Krankheit ſeufzen, bald unſre theuerſten Wünſche verfehlt ſehen? Oder wie kann die Tugend und ihr belohntes Gefühl, unſere Beſtimmung ſeyn, da wir jeden Tag, wie Petrus, mit den edelſten Vorſätzen uns erheben, und zuletzt nur mit einer Klage über unſere Schwäche enden? Was iſt die Beſtimmung, derentwillen mich die Gottheit aus dem Nichts hervorgerufen hat? Bin ich nur für ein augenblickliches Spiel, für ein

flüchtiges

flüchtiges Daſeyn zwiſchen Wiege und Sarg, zu unbekannten Zwecken, oder zum Beſten anderer, mir unbekannter Weſen geboren, daß ſie ſich an meinem Lächeln und an meinen Thränen ergötzen? Soll ich hinſinken und vergehen im Alter auf immer, wie die Blume des Gartens, wie die Eiche des Waldes, wie die Eintagsfliege, wie der Löwe in den Wüſten? Aber wie könnte ich dieſe Vorſtellung paaren mit der Vorſtellung von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes? Warum trug ich in mir das lebendige Gefühl, daß ich ein eigner Zweck ſey, wodurch ich immerdar gleichſam ein eigner für mich ſelbſt beſtehender Mittelpunkt des Weltganzen werde, das ich um mich her ſehe? Warum erkenne ich vor mir hohe Ziele, die ich in einem ſo kurzen Daſeyn unmöglich erreichen kann, und warum finde ich in mir geiſtige Eigenſchaften, die ich in einem ſo kurzen Daſeyn weder alle anwenden noch entwickeln kann, während andere Geſchöpfe nicht mehr Eigenſchaften haben, als ihnen zur Friſtung ihres irdiſchen Daſeyns, zur Herbeiſchaffung der Nahrung, zur Entfernung der Schmerzen und Lebensgefahren vonnöthen ſind?

So zeigt uns ſchon die bloße Vernunft auf Widerſprüche hin, welche nothwendig entſtehen, wenn wir unſere Beſtimmung nur im engbegränzten Spielraum dieſes Lebens ausfindig machen mögten. Aber wir wiſſen, der Menſch iſt Geiſt, der Leib iſt Staub, und nur Kleid und Hülfsmittel

mittel des Geiſtes im Irdiſchen, zum Genuß des Irdiſchen. Der Leib oder das Thieriſche, mit dem wir umhüllt ſind, verwandelt ſich mit den Jahren; der Geiſt wird reicher an Erkenntniß, und fühlt, er bleibe derſelbe und ſey noch derſelbe, der er beim erſten Anfang ſeines Bewußtſeyns geweſen. Der Leib hängt ſchwerfällig zur Erde, von der er ſtammt; der Geiſt findet nie Ruhe im Irdiſchen, und begnügt ſich nie mit dem Ziel, was er hatte, ſondern ſtrebt von einem erfüllten Wunſch im Leben, unerſättlich nach Erfüllung eines zweiten, dritten, und ſo hinaus in die Unendlichkeit.

§. 2.

Der Geiſt iſt alſo der weſentliche bleibende Theil des Menſchen, nicht der Leib; das Unſichtbare, Ewige, iſt ſein Leben, nicht das Sichtbare, Vergängliche; vom Göttlichen iſt ſein Herſtammen, nicht vom Irdiſchen. Zum Göttlichen geht einſt das Geiſtiggöttliche im Menſchen; zum Grabe in der Erde, das Irdiſche vom Menſchen zurück. Denn, ſo ſpricht das göttliche Wort: unſere Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, ſchaffet eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit; uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich; was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.

ig. 2 Corinth. 4, 17. 18. Jſt nun der Geiſt
s Hauptweſen, ſo iſt, wenn ich von Beſtim-
ung des Menſchen rede, auch nur von dem Zweck
Rede, für welchen er erſchaffen iſt; vom Leibe
n nicht die Rede ſeyn. Er iſt nur eine unter-
rdnete Kraft zum Behuf des Geiſtigen. Jſt
r die Frage nach der Beſtimmung des Geiſtes:
iſt die Frage nach ſeinem Berufe in einer unauf-
lichen Fortdauer. Wie mag ich aber wiſſen,
welchem Ziel ihn die Gottheit jenſeits irdiſcher
desſtunden ruft? — Dahin reicht mein Blick
ht. Und doch klingen in mir wunderſam ein-
chtig die Stimmen der Natur, der Vernunft
Offenbarung zuſammen, über das was ich
rden, was ich hoffen ſoll. Was ſoll das Moos
Felſen, was die Eiche am Gebirge, was der
ler in der Luft ſeyn und werden? Nichts anders,
was ſie nach den ihnen vom Schöpfer ertheil-
eigenthümlichen Kräften ſeyn und werden kön-
: Moos, Eiche, Adler! So ſoll der Geiſt, der
tt denkt, werden, was er in den unendlichen
iträumen ſeiner Fortdauer, nach ſeinen ihm ver-
henen Kräften, werden kann, ein Weſen, das
unendlicher Selbſtvervollkommnerung ſich der
ttheit naht; eine Kraft, die höher, als tauſend
ler ihr ſchwebende, lebende und wirkende Kräfte,
ihnen unabhängig lebet und wirket, und ſie
chſchaut und beherrſcht; eine Erkenntniß, in
lcher ſich die Hoheit Gottes und die Herrlichkeit
des

des Alls immer beſeligender und gränzenloſer offenbart. Und das iſt die ewige, die über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit, die unſrer harret, unſrer, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Das iſt der geheime Andrang in uns ſelbſt; das das Gebot des verherrlichten Aufgeſtandenen, worin er uns die wahre Beſtimmung des Menſchen enthüllt: Ihr ſollt vollkommen ſeyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen iſt. Matth. 5, 48.

Ein Gottähnlichwerden, eine Vergöttlichung des Geiſtes im unendlichen Fortſchreiten, iſt des Menſchen Beſtimmung. Die Wahrheit derſelben, uns durch Jeſum entſchleiert, uns durch unſere Vernunft ſchon beſtätigt, wird durch unſer Erdenleben ſelbſt klar. Denn zu dieſer Vergöttlichung treibt uns ſelbſt im Irdiſchen alles hin. Alles treibt den Geiſt zur Erweiterung ſeiner Herrſchaft über das Sinnliche, und zur Verachtung deſſelben; zur Erhebung des Geiſtes ſelbſt über alle Spiele der Umſtände und Schickſale. Das iſt Vergöttlichung. Denn Gott iſt in Erkenntniß und Weisheit, wie im allmächtigen beſeligenden Wirken auf das Weltganze, wie in Erhabenheit über jedes Schickſal einzig, unendlich groß. Dies Erdenleben iſt für den Geiſt nur eine Erziehung zur groſſen Beſtimmung; die Erziehung wird hienieden nicht vollendet; in fernern Lebensräumen dauert ſie

ewig

Religionen Gefallen finden, die ihren ſinnlichen Begierden, ihren Leidenſchaften, ihrer Einbildungskraft ſchmeicheln. Allein, je mehr die Aufklärung des Geiſtes in jenen Ländern zunimmt, deſto verachtungswürdiger und lächerlicher muß ihnen der bisherige rohe Glaube vorkommen. Daher ſuchen die Prieſter ſolcher Völker, das Licht der Wiſſenſchaft und beſſerer Kenntniß ſo lange als möglich von ihren Gegenden abzuhalten. Sie ſehen voraus, ihre Tempel werden leer werden, ihre Altäre zerfallen, der Glaube an das wahrhafte Wort Jeſu wird überhand nehmen, je mehr die Völker ſelber denken lernen, und das Sklavenjoch der Unwiſſenheit und blinden Gewohnheit abwerfen.

§. 2.

Die chriſtliche Lehre wird, mit der wachſenden Aufklärung der Nationen, immer tiefere Wurzeln ſchlagen, immer erhabener, wahrheitsreicher, tröſtender und göttlicher erſcheinen. Sie iſt der Glaube der allergebildetſten Völker des Erdballs; ſie iſt mit der höhern Bildung, Einſicht und Vollkommenheit des menſchlichen Geſchlechts Eins und unzertrennbar. Und eben das beweiſet ihre Göttlichkeit. Wäre ihre Dauer, ihr Werth mit den größern Einſichten und Entwickelungen des menſchlichen Geſchlechts unverträglich, ſo würde ſie nichts weniger, als göttlich und Frucht der höchſten Weisheit

zu

einem Welttheil zum andern, und, durch bloße Schriftzeichen, redete er mit Fremden in unermeßlichen Fernen, wohin er ſelbſt nie kam. Anfangs zitterte er vor dem Donner, bewunderte die himmliſchen Geſtirne; dann gieng der Gedanke einer Gottheit in ihm auf, er ſuchte ſie; er betete den Donner, das Feuer, die glänzenden Sterne an; endlich erkannte er, daß auch die nicht Gott, ſondern nur Geſchöpfe wären; er betete zum Unſichtbaren — dann ward ihm das Licht Jeſu, als die Menſchheit zu demſelben fähig geworden.

§. 3.

Und alſo ſchritt der menſchliche Geiſt, immerdar von der Nothwendigkeit des Lebens getrieben, unaufhaltſam fort, von Erfindung zu Erfindung, von Erkenntniß zu Erkenntniß. Was heute ein ſpielender Knabe weiß, wäre vor Jahrtauſenden dem einſichtvollſten Greiſe ein Gegenſtand der Bewunderung geweſen. Was wird die Menſchheit, fortſchreitend in Erkenntniß göttlicher Schöpfungen, nach ſechs tauſend Jahren ſeyn? Schon heute kennen wir die Unermeßlichkeit des Weltalls, Umfang und Bahnen der uns nächſten himmliſchen Weltkörper, die Fluren und Gebirge und Lichtkleider der Monden, der Sonne und entfernter Erden; die wunderbaren Kräfte der Luft, des Lichts und zahlloſer Kräfte der Natur. Gott, aber, die höchſte Weisheit, erkennt alles; der

Weiſeſte

eiſeſte der Sterblichen nur kaum vom Welt-
an einen Tropfen. Vergöttlichung iſt das Ziel
Geiſtes. — Dahin treibt uns die ganze Welt-
ichtung: Alles treibt uns zur Erweiterung
ſerer Herrſchaft über das Sinn-
he, und zur Geringſchätzung deſ-
lben; Alles uns zum Gefühl unſerer höhern
ürde, als Geiſter, als ſchwache Ebenbilder
ttes. Der Wille des Geiſtes, und die Be-
rden und Triebe des Fleiſches, das iſt, unſerer
lichen Natur, ſind im ſteten Widerſtreit. Das
das doppelte Geſetz in uns, von welchem Pau-
s redet, der Apoſtel. Aus dem Fleiſche kom-
n alle Neigungen zur Sünde, zum Stolze, zum
ide, zur Rache, zum Wohlleben; aus dem
iſte ſtammt die Sehnſucht nach dem Heiligen,
ttlichen, Bleibenden. Vergebens ſucht der
wache Geiſt Ruhe und Zufriedenheit im Irdi-
n; immer wird er durch daſſelbe zurückgeſtoßen
auf ſich ſelbſt gewieſen. Vergebens vergißt
Geiſt ſeine Würde und Beſtimmung, und for-
t ſein Glück von den Geſchenken des Erdenle-
ens. Schönheit und Stärke vergehen; der
ihm wird verdunkelt; den Ueppigkeiten folgen
ankheiten; Geld und Gut wechſeln in mancher-
Händen, und bleiben dieſſeits des Grabes;
ltern, Freunde, Freundinnen, Gatten, Kinder
rben, nichts bleibt, nichts ſichert ein feſtes Glück
. Alles treibt uns, hinweg zu ſchauen vom

einem Welttheil zum andern, und, durch bloße Schriftzeichen, redete er mit Fremden in unermeßlichen Fernen, wohin er ſelbſt nie kam. Anfangs zitterte er vor dem Donner, bewunderte die himmliſchen Geſtirne; dann gieng der Gedanke einer Gottheit in ihm auf, er ſuchte ſie; er betete den Donner, das Feuer, die glänzenden Sterne an; endlich erkannte er, daß auch die nicht Gott, ſondern nur Geſchöpfe wären; er betete zum Unſichtbaren — dann ward ihm das Licht Jeſu, als die Menſchheit zu demſelben fähig geworden.

§. 3.

Und alſo ſchritt der menſchliche Geiſt, immerdar von der Nothwendigkeit des Lebens getrieben, unaufhaltſam fort, von Erfindung zu Erfindung, von Erkenntniß zu Erkenntniß. Was heute ein ſpielender Knabe weiß, wäre vor Jahrtauſenden dem einſichtvollſten Greiſe ein Gegenſtand der Bewunderung geweſen. Was wird die Menſchheit, fortſchreitend in Erkenntniß göttlicher Schöpfungen, nach ſechs tauſend Jahren ſeyn? Schon heute kennen wir die Unermeßlichkeit des Weltalls, Umfang und Bahnen der uns nächſten himmliſchen Weltkörper, die Fluren und Gebirge und Lichtkleider der Monden, der Sonne und entfernter Erden; die wunderbaren Kräfte der Luft, des Lichts und zahlloſer Kräfte der Natur. Gott, aber, die höchſte Weisheit, erkennt alles; der

Weiſeſte

iſeſte der Sterblichen nur kaum vom Welt-
n einen Tropfen. Vergöttlichung iſt das Ziel
Geiſtes. — Dahin treibt uns die ganze Welt-
ichtung: Alles treibt uns zur Erweiterung
ſerer Herrſchaft über das Sinn-
e, und zur Geringſchätzung deſ-
ben; Alles uns zum Gefühl unſerer höhern
irde, als Geiſter, als ſchwache Ebenbilder
ttes. Der Wille des Geiſtes, und die Be-
den und Triebe des Fleiſches, das iſt, unſerer
lichen Natur, ſind im ſteten Widerſtreit. Das
as doppelte Geſetz in uns, von welchem Pau-
s redet, der Apoſtel. Aus dem Fleiſche kom-
alle Neigungen zur Sünde, zum Stolze, zum
de, zur Rache, zum Wohlleben; aus dem
iſte ſtammt die Sehnſucht nach dem Heiligen,
ttlichen, Bleibenden. Vergebens ſucht der
vache Geiſt Ruhe und Zufriedenheit im Irdi-
n; immer wird er durch daſſelbe zurückgeſtoßen
auf ſich ſelbſt gewieſen. Vergebens vergißt
Geiſt ſeine Würde und Beſtimmung, und for-
t ſein Glück von den Geſchenken des Erdenle-
ns. Schönheit und Stärke vergehen; der
hm wird verdunkelt; den Ueppigkeiten folgen
inkheiten; Geld und Gut wechſeln in mancher-
Händen, und bleiben dieſſeits des Grabes;
ltern, Freunde, Freundinnen, Gatten, Kinder
ben, nichts bleibt, nichts ſichert ein feſtes Glück
Alles treibt uns, hinweg zu ſchauen vom

Sklaven ihrer Thierheit ſeyn zu dürfen! Sie wollen hier auf Erden behaglich wohlleben, verlaſſen ſich hintennach auf die Barmherzigkeit Gottes, oder auf das Verdienſt Jeſu Chriſti, und bilden ſich ein, damit ihre Selbſtvollendung zu gewinnen. Sie wollen ihren Himmel hier auf Erden haben, und wähnen, ihre Gebete, ihre guten Handlungen ſeyen eines göttlichen Lohnes werth. Nur aus Hoffnung der Belohnung ſind ſie gut, nur aus Furcht wegen Strafe meiden ſie Böſes. Von der Ewigkeit machen ſie ſich eine Vorſtellung, als wäre da unaufhörliches ſinnlich angenehmes Leben!

Und alle dieſe Irrthümer helfen ſchamlos Menſchen befördern, welche ſich Prieſter des höchſten Gottes, Lehrer der Weisheit Jeſu nennen laſſen. Und Obrigkeiten ſehen die beklagenswürdige Verwilderung des Volks, ſehen ſelbſt den rohen Volksglauben, und verſäumen gleichgültig ihre Pflicht, durch beſſere Bildungsanſtalten die Erkenntniß göttlicher Dinge zu erweitern auch bei den Niedrigſten im Volke? Wie, hat denn die Menſchheit ihre erhabene Beſtimmung vergeſſen, daß davon keine traumähnliche Erinnerung geblieben? Iſt kein Chriſtus auferſtanden, der da predigte: Vollkommen werden ſollt ihr, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt! Und wenn wir an unſerer Beſtimmung nicht verzweifeln, an der Wahrheit des Göttlichen nicht irren können: warum wird das Wort Jeſu dem Einen ein Spott,

dem

m Andern ein todtes Werk? Warum wird das
ben genommen, als wäre keine Ewigkeit? Und
ıs höchſte Weſen unedler und ſchwächer genom-
en, als das Bild, welches wir uns ſonſt von
nem Menſchen machen, den wir gerecht, unbe-
chlich und weiſe nennen. Auferſtandener, ſie
rehren Dich mit ihren Lippen, aber ihre Herzen
ıd weit entfernt von Dir. Sie werden Verkün-
ger Deines himmliſchen Wortes, nicht weil ſie
)ir nachfolgen, ſondern ein bequemes Leben füh-
n wollen! Sie hängen vom Spiel der Umſtände
ıd kleinlichen Vortheile und kleinlichen Begierden
, ſie, die als ewige Geiſter, erhaben wie Du
nſt, über die Schickſale ſeyn ſollten, die im Ir-
ſchen wallen. — Doch nicht Alle! — Aber die
ahl Deiner wahren Bekenner und Nachfolger
t, leider, ſo klein!

§. 5.

Jeſu, unſer Vorbild im Leben, Leiden und im
ode! Jetzt erkennen wir unſere Beſtimmung;
tzt den großen Zweck unſeres Da-
yns; der Gedanke davon erfüllt mich mit hei-
gem Entzücken. Wie Du aus Deinem Grabe,
üſſen wir aus dem Grabe unſerer Irrthümer
rvorgehen ins reinere Geiſtesleben, aus der
Sklaverey der Leidenſchaften in die Freiheit und
Selbſtbeherrſchung. Und nicht damit zufrieden,
ill ich auch Andere erwecken neben mir, daß ſie
ihrer

ihrer höhern Beſtimmung wieder inne werden; ich will meinen Mitbrüdern ihren Beruf fühlbar machen; ich will in meinem Wohnort, im Kreiſe derer, mit denen Du mich, Vater im Himmel, auf Erden verbunden haſt, Deine Hoheit preiſen, und durch Geſinnungen, Wort und That, Allen erklären und theuer machen, daß nichts hienieden für uns, Alles im Unſichtbaren und Ewigen daheim iſt; daß nicht Geld und Ruhm und Würde, und was im flüchtigen Leben gefallen kann; ſondern Vergöttlichung der Natur das große Geiſterziel iſt; daß wir vollkommen werden ſollen, gleichwie Du, unſer Vater im Himmel, vollkommen biſt.

Cap. VI.

Art und Weiſe dieſen Zweck zu erreichen.

§. 1.

Nachdem wir nun erkannt haben, was der eigentliche Zweck des menſchlichen Daſeyns iſt, ſo wird es uns nicht mehr ſchwer werden, den Weg zu zeichnen den wir zu gehen haben, wenn wir unſer vorgeſtecktes Ziel erreichen wollen. Dieſes Ziel aber, und unſere Beſtimmung, wozu wir vom höchſten Weſen auf dieſen Erdball geſetzt wurden, iſt Einswerdung mit der Gottheit durch Liebe. Wir ſind zu etwas Himmliſchem berufen; zum Geiſterleben, zu einer Vollendung, von deren Größe und Herrlichkeit wir als Menſchen hienieden nicht eimal einen Begriff faſſen können, während die dunkle Ahnung davon doch in unſerm Geiſte iſt. Dieſe von Gott geſchehene Berufung und Beſtimmung würde aber die menſchliche Vernunft nicht erkannt haben, wenn Chriſtus nicht Licht in die große Finſterniß des Lebens gebracht hätte. Und er nur iſt es, der die geſammte Menſchheit aus der ungeheuern Verirrung, von der Tiefe des Wahnes empor zu Gott, zum Vater des Weltalls und zur Seligkeit geführt hat, noch

führt, und führen wird. Wir werden Gott haben, werden in ihm unſere Seligkeit finden, wenn wir Jeſu Anweiſungen folgen, denn er, das heißt, ſeine Tugend, iſt der Weg zum wahren Leben. Deshalb konnte auch Jeſus mit Gewißheit voraus ſagen: Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen. Marc. 13, 31. Solches vermochte keiner unter den Sterblichen von ſich und ſeinem eigenen Werk zu ſagen.

Es hat zwar auch andere Religionsſtifter gegeben, welche mit großer Klugheit eine neue Lehre predigten, die ſie dem Geiſte des Volkes und der Zeiten annehmlich zu machen, oder mit ſcharfſinniger Benutzung äuſſerlicher Anläſſe über große Länder und Völker auszubreiten wußten. Die Lehre Muhameds iſt, neben der Chriſtlichen, noch in drei Welttheilen ſehr verbreitet; in Aſien und Afrika heutiges Tages ſogar noch gemeiner als die chriſtliche Religion. Und doch kann und wird der muhamedaniſche Glaube nicht in ewiger Dauer ſeyn, ſo wenig als es der Jüdiſche je ſeyn wird, und es je der Heidniſche war. Alle andere Religionsarten, welche neben dem Chriſtenthume beſtehen, werden nur bei unwiſſenden, ganz oder halb barbariſchen Völkern in der Welt gefunden, deren Vernunft nicht zu einer höhern Vollkommenheit entwickelt iſt. Solche Völker, die noch mehr oder minder thieriſch ſind, und denen das, was den Sinnen wohlthut, das Liebſte iſt, werden an

Religionen

Religionen Gefallen finden, die ihren ſinnlichen Begierden, ihren Leidenſchaften, ihrer Einbildungskraft ſchmeicheln. Allein, je mehr die Aufklärung des Geiſtes in jenen Ländern zunimmt, deſto verachtungswürdiger und lächerlicher muß ihnen der bisherige rohe Glaube vorkommen. Daher ſuchen die Prieſter ſolcher Völker, das Licht der Wiſſenſchaft und beſſerer Kenntniß ſo lange als möglich von ihren Gegenden abzuhalten. Sie ſehen voraus, ihre Tempel werden leer werden, ihre Altäre zerfallen, der Glaube an das wahrhafte Wort Jeſu wird überhand nehmen, je mehr die Völker ſelber denken lernen, und das Sklavenjoch der Unwiſſenheit und blinden Gewohnheit abwerfen.

§. 2.

Die chriſtliche Lehre wird, mit der wachſenden Aufklärung der Nationen, immer tiefere Wurzeln ſchlagen, immer erhabener, wahrheitsreicher, tröſtender und göttlicher erſcheinen. Sie iſt der Glaube der allergebildetſten Völker des Erdballs; ſie iſt mit der höhern Bildung, Einſicht und Vollkommenheit des menſchlichen Geſchlechts Eins und unzertrennbar. Und eben das beweiſet ihre Göttlichkeit. Wäre ihre Dauer, ihr Werth mit den größern Einſichten und Entwickelungen des menſchlichen Geſchlechts unverträglich, ſo würde ſie nichts weniger, als göttlich und Frucht der höchſten Weisheit

zu

zu nennen ſeyn; ſondern es müßte noch eine beſſere geben, als ſie iſt.

An dem, was Jeſus Chriſtus gelehrt hat, iſt noch nichts geändert, noch nichts gebeſſert worden. Jede vermeinte Verbeſſerung war Verſchlimmerung, war Menſchenwerk; jeder neugemachte Zuſatz ein unweſentlicher Ueberfluß, das vergieng wieder mit der Zeit; aber was Jeſus ſelbſt gelehrt hat, vergieng nie, und blieb ewig daſſelbe, wie ein Geſetzbuch der Natur und Vernunft. Daher ſtimmen alle chriſtlichen Religionsparteyen in der wahren Lehre Jeſu zuſammen, aber nicht in der Lehre der Menſchen von Jeſu, nicht in den kirchlichen Gebräuchen und Meinungen. Gegen alles, was göttlich iſt, kann durchaus kein vernünftiger Widerſpruch gedenkbar ſeyn; aber wo Widerſpruch und andere Meinung möglich, da iſt Menſchliches vorhanden, das der Veränderung unterworfen iſt, wie das Irdiſche. Diejenigen haben alſo eine unrichtige Vorſtellung von der wahren und allein ſeligmachenden Religion, welche ſich einbilden, Wiſſenſchaften und größere Volksaufklärung ſeyen ihr verderblich. Nein, Gottes Wort bleibet ewiglich, und kann nur durch Wachsthum menſchlicher Einſicht gewinnen; aber auch nur durch Verſinken der Völker in Unwiſſenheit und Barbarey verdunkelt werden, nie ganz verlöſchen. Je mehr die Völker in Erkenntniß wachſen, deſto mehr werden ſie ſich einander in religiöſen Ueberzeugungen nähern. Die rechtſchaffenſten und gebildetſten Perſonen unter

len Kirchenparteyen, ſtimmen weſentlicher in den rundwahrheiten des Chriſtenthums zuſammen, ls man glauben ſollte. Sie ſind, im ſtrengen Sinne des Worts, nicht ſo ſehr Griechen, Luthe- ner, Reformirten oder Katholiken, als vielmehr hriſten. Sie ſind nicht Pauliſch, nicht Kephiſch, icht Apolliſch, ſondern Chriſtlich. 1 Cor. 3, 3—7.

Das Juden- und Heidenthum, wie die Lehre er Muhamedaner, muß nothwendig mit der Zeit rfallen, je heller der Verſtand der Menſchen wird. nd in der That, ſind jetzt ſchon viele aufgeklärte, eiſe Juden, von innen wahrhaft Chriſten, ob ſie leich noch die äuſſern Gebräuche ihrer alten Reli- ionsgenoſſen mitmachen. Sie haben die Lehre eſu angenommen im Herzen, wiewohl ſie nicht en beſondern kirchlichen Gebräuchen und Lehrſätzen er Proteſtanten, oder Griechen, oder Katholiken eiſtimmen mögen. So wie eine höhere Ausbil- ung des menſchlichen Geiſtes, die Glieder aller eligionsparteyen endlich immer näher zum wah- n Glauben zuſammenführt, und um Jeſum ver- ammelt: ſo iſt es nur die Unwiſſenheit nd Barbarey, welche die Menſchen n religiöſen Dingen von einander ntfernt, verſchiedene Meinungen und Kirchen- arteyen hervorbringt. In den roheſten und wil- eſten Zeitaltern ſind über das Religiöſe die zahl- ichſten Spaltungen entſtanden. Sie ſind nicht u vermeiden, ſo wenig als eine Verſchiedenheit er Aufklärung und Bildung bei den Nationen zu

vermeiden iſt. Mannichfaltigkeit der kirchlichen Gebräuche und Gottesverehrungsarten iſt nicht zu vermeiden, ſo wenig eine Verſchiedenheit der Himmelsſtriche oder Verſchiedenheit in den Gemüthsarten der Völker zu vermeiden iſt. Nicht im Irdiſchen kann Dauer und Einklang ſeyn; aber im Göttlichen iſt Einklang des Ganzen. Es wird eine Zeit kommen, da die Religionsparteyen von ſelbſt ausſterben, und alles ſich in Einem auflöſet und vereinigt, in einem Glauben, in einer Lehre, und das iſt Glauben und Lehre Jeſu Chriſti. Das iſt die Zeit, die geweiſſagt, aber noch fern iſt, wo alles ein Hirt und eine Heerde werden wird! Denn Himmel und Erde werden vergehen, aber das Wort des Hochgelobten wird und kann nie vergehen. So will ich denn hier auch nicht fragen: Was lehrt dieſe oder jene Kirche? ſondern ich will fragen: Was lehrte Jeſus? Was die Kirche lehrt, iſt vielleicht angemeſſen den Zeitaltern und Umſtänden einzelner Nationen. Aber was Jeſus lehrte, was wahrhaft göttlich iſt, das muß allen Zeitaltern, allen Zuſtänden, allen Nationen angemeſſen ſeyn, ſo wahr Gott ewig und unveränderlich, und der Vater und Herr aller Nationen iſt. Ich frage, was hat Jeſus gelehrt? Was iſt ſein Eigenthümliches, das vor ihm kein anderer in dieſer Wahrheit und Klarheit gelehrt hat; nach ihm kein anderer beſſer, übereinſtimmender mit Allem, was ſeyn ſoll und iſt, gelehrt hat, noch jemals erhabener

lehren

lehren wird und kann? Was iſt das, welches, obſchon Himmel und Erde vergehen werden, unvergänglich bleiben muß? — Es iſt Jeſu Offenbarung von der Gottheit und ihrem Verhältniß zum All der erſchaffenen Weſen; es iſt die Offenbarung vom Werth und Weſen der menſchlichen Geiſter und deren Verhältniß zur Gottheit und zum All der erſchaffenen Dinge. Darum wird mit Recht von Chriſto geſagt: er zündete der Welt ein Licht an, er ſey das Licht der Welt. Denn er erleuchtete uns das Weltganze, und ließ uns ſelbſt unſere Stellung in demſelben erkennen, da vorher die Menſchheit in Finſterniß lag, und ihre eigene Bedeutung nicht wußte!!!

§. 3.

Chriſtus offenbarte uns die Gottheit und ihr Verhältniß zum All der erſchaffenen Weſen. Er offenbarte uns, daß nicht mehrere Götter wären, wie das Heidenthum fabelte, ſondern nur ein einziges höchſtes Weſen, der Quell aller Vollkommenheit, walte im unendlichen Weltganzen. Dieſes höchſte Weſen ſey nicht irdiſch, daher nicht veränderlich oder vergänglich, oder aus dem Irdiſchen hervorgegangen, ſondern ein Geiſt, alles durchdringend und

belebend mit ſeiner Gnade. In ihm weben, leben und ſind wir; er in uns. Er ſey nicht auf einen einzigen Ort beſchränkt; daher überall zu verehren und anzubeten, nicht vorzugsweiſe in einem beſondern Tempel. Als Geiſt ſey er nur im Geiſte zu verehren, und vom Geiſte aus; nicht wie irdiſche Perſonen mit Geſchenken, nicht mit Feyerlichkeiten, nicht mit Opfern, u. dgl. m. Er ſey der einzige, der lebendige Gott, das heißt, ſich ſelbſt bewußt, in höchſter Weisheit und Vollkommenheit das Weiſeſte und Vollkommenſte hervorbringend; denn Zufall, Ohngefähr, ſind die Götter des Wahnſinns, innere Unmöglichkeiten und noch weniger bedeutend als Menſchenwitz. Er iſt ein Gott des Lebens, nicht der Todten. Und dieſer unendliche, das Unendliche beherrſchende, Geiſt iſt die ewige Liebe. Sein Gebot iſt die Seligkeit alles von ihm Geſchaffenen. Er wacht über die Geſammtheit der ſichtbaren und unſichtbaren Naturen. Vor ihm ſchweben in den gränzenloſen Himmelsräumen die Welten, deren Mannichfaltigkeit und Wunderbarkeiten kein Sterblicher zählet noch ahnet; und kein Sperling fällt vom Dache ohne ſeinen Willen. Alle Haare unſers Hauptes ſind gezählt. Das Größte, das Kleinſte, das Höchſte, das Niedrigſte, das Wichtigſte, das Geringſte, liegt alles umfangen von ſeiner ewigen Liebe. Und wie er der Erhabenſte iſt, von dem, was iſt: ſo iſt er auch allem das Nächſte, das Verwandetſte! denn es iſt

nichts,

nichts, was nicht aus ihm wäre. So iſt er alſo aller Dinge Vater. Er iſt der majeſtätiſche Herr der Welt, ſie ſein Eigenthum und Werk; er iſt der Vater der Geiſter, aller Menſchen Vater. Er hat keine auserwählte Lieblingswelt, kein auserwähltes Lieblingsvolk. Er iſt der Gott aller Welten, der Vater aller Völker. Denn er hat ſie alle erſchaffen, und beſitzt nicht die thörichte oder ungerechte Schwäche von Menſchen, die Vorliebe und Vorhaß, Schooskinder und Stiefkinder haben können. — Er iſt Vater! — Die Geiſter ſollen zum allerhöchſten Geiſt, wie Kinder zum Vater, beten. In dieſem natürlichen, einzig möglichen, folglich allein wahren Verhältniß, dachten ſich vor Chriſti Geburt auch die Weiſeſten der Menſchen nicht die Gottheit, ſo erhaben auch die Vorſtellungen Einzelner von derſelben ſeyn mochten. Sie konnten nur mit Schaudern und Ehrfurcht an den Majeſtätiſchen denken, mit Zittern zu ihm beten. Aber wir haben durch Chriſtum einen kindlichen Geiſt empfangen, durch welchen wir zu dem allmächtigen Gebieter der Himmel und Erden rufen können: Abba, lieber Vater!

Als Vater hat ſich Gott ſelbſt, in der Natur dem Geſchlecht der Menſchen offenbart; und doch verſtanden ſie ihn nicht. Sie verehrten mit Beben den Weltſchöpfer. Sie gedachten ſeiner ewigen Liebe nicht. Sie dachten ſich Gott viel zu menſchlich und irdiſch, wie einen König etwa, der nach ſeinen Launen ſchafft und zerſtört, ohne Gnade,

bloß durch Eingebungen ſeiner Begierden. Chriſtus zeigte uns Gott erſt göttlicher. Zu Gott dem Vater beten wir durch Chriſtum, das heißt, durch Chriſtum ſind wir erſt dahin gelangt, den majeſtätiſchen Schöpfer als unſern Vater zu erkennen und zu lieben. Erſt durch Chriſtum iſt uns der Gedanke an Gott troſtvoll, beruhigend und uns ſelbſt erhebend geworden. Erſt durch Chriſtum ſind alle Menſchen ſich als Kinder eines Vaters bekannt geworden, folglich ſich auch unter einander zu Schweſtern und Brüdern geworden. Alle Völker, alle Religionsverwandten, die Genoſſen aller Stände, Obrigkeiten und Unterthanen, Könige und Bettler, ſind in Gott verbrüdert durch Chriſtum und ſeine Offenbarung.

Wer kann, ohne Wahnſinn an die Stelle der Vernunft zu ſetzen, die Wahrheit und Klarheit dieſes Verhältniſſes läugnen? — Du ſagſt: dies hätte endlich auch wohl der menſchliche Geiſt entdecken mögen. Aber warum vergiengen Jahrtauſende ohne dieſe Entdeckung? Und war es nicht Gottes Werk, daß ſich um Jeſum und in Jeſu alles vereinigen mußte, daß er alles in wunderbarer Vollendung gab? Wie ſich Gott unſer Vater durch die Natur als den Schöpfer offenbarte: ſo offenbarte er ſich durch Jeſum als die ewige Liebe. Gott ſprach aus Chriſto und allen ihn umgebenden Verumſtändungen zum Menſchengeſchlecht. Darum wird von Chriſto mit Recht geſagt, die Fülle der Gottheit war in ihm; darum wird er der Sohn

Gottes

tes genannt; darum der Mittler zwiſchen der
theit und Menſchheit; darum beten wir Chri-
nicht als einen andern Gott an, denn es iſt
ein einziger Gott: ſondern wir beten Gott in
ſto an, in welchem und durch welchen er ſich
verherrlichte. Darum iſt Gott der Vater
Chriſti, wie er auch unſer aller Vater iſt.
um nennt uns Chriſtus ſeine Brüder und
weſtern, weil wir alle Gottes Kinder ſind.
ſind es. Unſer Bruder iſt Chriſtus; unſer
er iſt Gott; unſer Wohnhaus iſt nicht dieſe
, ſondern das Weltall. Wir ſind mit der
en Unendlichkeit verwandt, weil Gott unſer
er iſt. Auch wir können nun ſagen, wie Chri-
ſagte: In unſers Vaters Hauſe ſind viele
hnungen! Joh. 14, 2. Wir ſind nicht bloß
die wenigen Odemzüge auf Erden geſchaffen;
lebt ewig, und ſo auch wir in Gott. Es
ht nichts. Das Irdiſche verwandelt nur
Formen, aber es vergeht nicht, und um ſo
ger unſer Geiſt aus Gott. Er iſt zu höherer
endung vorhanden; aber er muß ſich ſelber
den. Er muß ſich vom Irdiſchen zum Gött-
aufſchwingen, das heißt: ſich heiligen. Da-
rleiht der Vater der Seligkeit Kraft: das iſt
heiliger Geiſt, durch welchen wir vollkommen
en. So hat uns Chriſtus die Gottheit in
mannichfaltigen Beziehungen zum All der er-
ſenen Weſen, und folglich auch insbeſondere
menſchlichen Geſchlecht offenbart.

§. 4.

§. 4.

Gleichermaßen hat uns Chriſtus eine Offenbarung gegeben vom Werth und Weſen des menſchlichen Geiſtes, und vom Verhältniß deſſelben zur Gottheit und zum Weltall. Er lehrte uns unſern Werth kennen: wir ſind Kinder, Söhne, Töchter Gottes. Er lehrte uns unſer Weſen kennen, wir ſind Geiſter, unvergänglich, dem ewigen Vater angehörend, ewig fortwährend, ewig wirkend. Wir haben eine herrlichere Beſtimmung, als hier mit den Thieren des Feldes zu entſtehen und zu vergehen — Vollendung in der Ewigkeit, Vereinigung mit Gott, Annäherung zum Allerhöchſten und Allerheiligſten. Dazu wies uns Jeſus Chriſtus den Weg. Seine Tugendlehre iſt der Weg der Wahrheit und des Lebens. So wie er uns unſern Standpunkt im Weltall zu Gott zeigte, offenbarte er uns auch, was wir zu thun haben, würdige Söhne und Töchter Gottes zu ſeyn und die Seligkeiten zu gewinnen, deren unſere Geiſter fähig ſind. Darum ſagte Chriſtus: Wer mein Wort höret, und glaubet dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, ſondern iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Joh. 5, 24. Und todt iſt, wer fern vom Göttlichen, ſich im Todten, Irdiſchen, Bewußtloſen, Vergänglichen verliert, wie das Thier. Er hat das Leben einer Pflanze, die auch im Irdiſchen ſchwelgt; er hat das Leben eines Thiers,

das

das ſich auch am Sinnengenuß und Gefühl ergötzt; aber das Leben des Geiſtes fehlt; denn er kann nur im Erkennen und Ueben göttlicher Dinge leben. So hat uns die Stimme Jeſu von den Todten erweckt, indem ſie unſerm Geiſte zum wahren Leben rief.

Was lehrt uns Jeſus über unſer wahres Verhältniß zu Gott und dem Weltall? — Er lehrt, weil Gott ein Geiſt iſt, müſſen wir uns ihm nur als Geiſter nahen; weil unſer Vater im Himmel vollkommen iſt, müſſen wir als ſeine Kinder auch trachten vollkommen zu werden. Selig ſind nur die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen. Worin beſteht nun die Vollkommenheit, in der wir uns Gott nähern? oder die Reinheit, in der wir würdig werden Gott zu ſchauen? Darin, daß wir unſere Anhänglichkeit an das Irdiſche ſchwächen; daß wir uns reinigen von denjenigen unmäßigen und gefährlichen Begierden, deren Zweck immer eine ſinnliche Luſt iſt. Durch die Tugend nähern wir uns Gott. Freilich auch andere Weiſen haben dieſes oder doch Aehnliches ſchon gelehrt, die von Chriſto nichts gewußt haben. Aber Chriſtus drängte die ganze Tugend- und Vollkommenheitslehre der Menſchheit in ein einziges Wort und Gefühl zuſammen: in Liebe. Gott iſt die ewige Liebe: ſo ſoll ihm der menſchliche Geiſt in Liebe gleich werden. Wie Gott uns geliebt hat und liebt: ſo ſollen wir ihn wieder lieben; Gott über alles, den Miterſchaff-

nen,

alle durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn und Heiland.

§. 5.

Jeſus Chriſtus, indem er als ein Heiliger auf Erden wandelte, als ein Heiliger lehrte, und mit einer Kraft und wahrlich mehr, als gemeiner menſchlicher Einſicht von der Ordnung des Weltganzen, von der Gottheit und dem innern Verband des geſammten Geiſterreichs ſprach, wie vor ihm und nach ihm kein anderer Menſchenſohn es vermochte; Er hatte wohl hinlänglich die Göttlichkeit ſeiner Sendung beurkundet, und daß er nicht bloß aus ſich kam, oder mit irdiſchen Zwecken. In der That, es iſt ſeltſam genug, wenn es in unſern Zeiten Menſchen gab, und gelehrte, ſcharfſinnige, einſichtsvolle Menſchen, die ſich einbildeten, die Lehre von der göttlichen Sendung Jeſu könne wohl ein Vorurtheil oder Aberglaube ſeyn. Sie wollten ſich, auf den bloßen Gedanken hin, und weil es ihrem Verſtande unwürdig ſchien, von ſolchem Vorurtheil befleckt zu ſeyn, davon reinigen. Sie ſuchten alles hervor, was Scharfſinn und Witz erfinden konnte, um dagegen zu ſprechen. Sie fühlten aber in dem Augenblick nicht, daß Alles, was ſie ſagten, neuer Beweis von der Erhabenheit Jeſu war. Denn ſo vortreflich ſie von der Majeſtät Gottes, vom Verhältniß der Gottheit zur Welt, von der Unvergänglichkeit der Geiſter, von dem, was dieſe aus ſich vermögen, von

den

den Kräften der Vernunft und dem ewigen Geſetz der Pflichten redeten, mit einem Worte, ihre reinſten und tiefſten Kenntniße von göttlichen Dingen, Alles waren ſie doch den Offenbarungen und Lehren deſſen ſchuldig, Alles wußten ſie nur durch den Einzigen, gegen welchen ſie behaupten wollten, die Fülle der Gottheit ſey nicht in ihm geweſen. Sie waren in ſeiner Lehre von erſter Jugend an erzogen. Was ſie von Göttlichem wußten, ſchien ihnen daher ſo einfach und natürlich, als hätten ſie alles aus ſich ſelber geſchöpft, und doch ſtammte es allein von ihm ab. Hätte kein Chriſtus gelebt, ihre Einſicht würde ſchwerlich größer geweſen ſeyn, als die Einſicht der Weiſeſten unter den Heiden des Alterthums. So glichen ſie Blindgebornen, welche als unmündige Kinder durch eines Arztes Kunſt ſehend wurden, und nun behaupten: ſie könnten ſehen, auch ohne des Arztes Hülfe. Es iſt aber nicht die Frage, ob ſie jetzt ohne des Arztes Hülfe ihr Geſicht gebrauchen können, ſondern, ob ſie ohne ſeinen Beiſtand dazu gelangt ſeyn würden, es gebrauchen zu können.

Eben jene ſcharfſinnigen Zweifler an der Göttlichkeit der Sendung Jeſu würden die erſten Verherrlicher und Verkündiger derſelben geworden ſeyn, hätten ſie nicht mehr, als das aufgeklärteſte Heidenthum von der göttlichen Haushaltung im Reiche der Geiſter gewußt, und ihr erſtes Licht plötzlich aus den Worten des Welterleuchters empfangen. Nicht mit ſeinem überirdiſchen Geiſteslichte,

nicht mit ſeinem faſt übermenſchlichen Tugendmuth allein, ſtellte ſich Jeſus denen, die mit ihm lebten, als den Gottgeſandten dar. Er gieng und verrichtete vor ihnen Wunderthaten, wie kein gemeiner Sterblicher verrichten konnte. Er heilete Kranke, gab den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache, den Blindgebornen das Geſicht, den Gelähmten freien Gebrauch ihrer Gliedmaſſen, die Ausſätzigen machte er von ihren fürchterlichen Leiden frei, und von den Beſeſſenen, wie die Evangelien ſprechen, trieb er die Teufel aus. Er that Wunder. Alles Volk begehrte ihn anzurühren; es gieng eine Kraft von ihm aus und heilete ſie alle. Luc. 6, 19.

Daß Jeſus Wunderdinge that, war durchaus nothwendig für ſeine Zeitgenoſſen, um ihnen ſeine meßianiſche Würde zweifelloſer zu machen. Es lag ſchon in der unter den Juden herrſchenden Vorſtellung vom Meßias, daß derſelbe, als ein Ausfluß der Gottheit, mit himmliſchen wunderbaren Eigenſchaften ausgerüſtet ſeyn würde. Der Glaube, die Zuverſicht Iſraels mußte damit erweckt werden. Die Wunder Jeſu geſchahen alſo lediglich zunächſt für ſeine Zeitgenoſſen; nicht unmittelbar für uns, die Jahrtauſende nach ihm leben, und keine Augenzeugen ſeiner Verrichtungen ſeyn können. Daß er Blinde ſehend, Taube hörend machte, kam jenen damals Lebenden zu ſtatten; ſie wurden dadurch bewegt, weil ſie das, wovon ſie Zeugen waren, nicht hinwegläugnen

nen konnten. Für uns mußten a n d r e Wunder gethan werden, deren Augenzeuge wir noch heutiges Tages ſind, und deren Wahrheit wir eben ſo wenig hinweg zu zweifeln vermögend ſind. Hätte Chriſtus zu ſeiner Zeit auch keine auſſerordentlichen Thaten verrichtet, oder wäre uns in den Evangelien auch nichts davon gemeldet worden: wir hätten dennoch in den Wundern, die bis auf dieſen Augenblick fortdauern, die unverkennbarſten Bürgen für die Göttlichkeit ſeiner Sendung.

§. 6.

Ein bis auf den heutigen Augenblick dauerndes Wunder iſt das Göttliche ſeiner Lehre ſelbſt, welche uns das ganze Räthſel unſers Daſeyns auflöſet. Jahrtauſende ſchon lebte das menſchliche Geſchlecht; zahlloſe Weiſe und große Geiſter haben in dieſen Zeitaltern unter den aufgeklärteſten Völkern gelebt: und doch war keiner, der uns dies überirdiſche Licht in geiſtigen Dingen gegeben, wie E r a l l e i n es gab! Wo iſt einer von unſern gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Männern, der ſeine Erkenntniß der Pflichten, der Verhältniße der Welt und der Gottheit zu ihr, unſers Geiſtes zum großen All vertauſchen möchte mit der Erkenntniß eines Moſes, oder David, oder Salomon, oder Sokrates? Wodurch ſind wir aber in Erkenntniß des Göttlichen und des Höchſten, was der menſchliche Geiſt erwerben und ſeyn kann, gelangt, daß wir nun die Weiſeſten unter allen ehmaligen Weiſen darin übertreffen? Nicht

durch

durch unſere eigene Kraft, ſondern durch den Unterricht, welchen wir erhalten haben. Nicht durch das ſtufenfolge Fortſchreiten der Völker und Erfahrungen: denn nach Chriſto iſt kein andrer gekommen, der in dieſem Gebiet des höhern Glaubens und Wiſſens Höheres gedacht und gelehrt hätte.

Von ihm allein alſo ſchreibt ſich die höhere Anſicht der Natur, des Geiſtes, der Gottheit und unſrer innern Würde her. Er gab alles, was er gab, in einer ſo wunderbaren Vollendung, daß kein Zuſatz mehr übrig blieb. Wer war denn dieſer Einzige, von deſſen Tagen an ſich die ganze geiſtige höhere Ausbildung des Menſchengeſchlechts herzählt? War er der Gewöhnlichen einer, warum ſtand in der ganzen Weltgeſchichte keiner der Gewöhnlichen, wie er war, vor, oder neben, oder nach ihn? Warum fehlte er unter Griechen und Römern, die in Wiſſenſchaften weiter vorgeſchritten waren, als die Juden? Warum ſtand er ſeitdem nicht in Indien, oder in andern Weltgegenden, warum nicht unter Arabern oder Türken auf? Was iſt das Schönſte, was Muhamed in ſeinem Religionsgebäude hat? Iſt es nicht das, was er darin von der Lehre Jeſu behielt, und ſind das Uebrige nicht Irrthümer und Einbildungen, deren ſich der unbefangene Verſtand des gebildetern Menſchen ſchämt?

Dies Vollkommene, in ſich Vollendete der Lehre Jeſu vom Heiligſten und Höchſten der menſchlichen Angelegenheiten, iſt das nicht ein Wunder, das wahrhaft

wahrhaft Unbegreifliche, was bis zu unſern Zeiten on der Göttlichkeit ſeiner Sendung zeugt? Er teht vor uns, unvergleichbar mit allen Sterblichen, inzig in ſeiner Art. Es iſt zu keiner Zeit, in keiem Volk, in keiner Weltgegend ein anderer gekommen, der etwas Vollkommnes, wie er, oder Beſſeres, wenn es möglich wäre, oder, unbekannt nit ihm und ſeiner Lehre, das Gleiche, wie er, erunden hätte.

Ein anderes bleibendes, für ihn zeugendes Wunder, iſt der Zuſammenklang aller Weltſchickale, das Zuſammenſpielen aller Völkerbegebenheien, nur ihn, dieſen Einzigen und ſein Wort hervorzuheben. Es ward ſein Erſcheinen der Mittelpunkt aller Ereigniße in der Weltgeſchichte. Dafür mußten die Alten weiſſagen; dafür die Römer mühſam eine halbe Welt erobern; dafür ſich die bürgerlichen Unruhen in Italien beenden; dafür Friede und einerley Geſetz die damals bekannten Völker beherrſchen. Und als alles vorbereitet war, kam er; im gewählteſten Augenblick; kein Jahr zu früh, kein Jahr zu ſpät. Es war unvermeidlich; ſeine Lehre mußte nothwendig über die ganze Erde verbreitet werden; die Altäre des Heidenthums mußten nothwendig ſtürzen. Wer die Geſchichte des chriſtlichen Glaubens kennt, die Verfolgungen und Triumphe deſſelben, muß mit Anbetung oder ſchauerndem Erſtaunen bekennen: dieſe Religion ſollte das höchſte Gut und Wiſſen des menſchlichen Geſchlechts werden! Das iſt der mit

leſerlicher Schrift im Buch der Weltgeſchichte ausgedrückte, unverkennbare Wille der Verhängniße. Dies alles iſt eine große, weltbekannte Thatſache. Sie läßt ſich nicht hinwegzweifeln. Sie iſt das Wunder, welches bis auf unſern Tag, von der Göttlichkeit der Sendung Jeſu zeugt. Oder willſt du das alles für eine erſtaunenswürdige Frucht glücklicher Zufälle, für Werk eines Ohngefährs halten? Wohl, ſo heißt dein Gott ſelbſt Ohngefähr; dies Ohngefähr iſt allmächtig, allweiſe, voll Güte und Gnade.

Die Menſchen, welche zur Zeit Chriſti lebten, konnten aber weder, da er nie lange an einem und demſelben Orte wohnte, den ganzen Zuſammenhang ſeines Lehrgebäudes ſo überſehen, wie wir, die wir es nicht ſtückweiſe, ſondern in Vollendung haben: noch konnten ſie voraus ſehen, daß und wie ſich die Offenbarung, welche er von himmliſchen und geiſtigen Dingen brachte, über die ganze Welt verbreiten werde. Was mithin für uns allein nur Zeuge ſeiner göttlichen Sendung geworden, das konnte es unmöglich für die Zeitgenoſſen des Meßias ſeyn. Für ſie mußten andere Wunder geſchehen, die ihre Aufmerkſamkeit erweckten und ihren Glauben feſſelten. Was vor ihren Augen geſchah, diente aber eben ſo wenig denen zur Ueberzeugung, die etwa ein Menſchenalter, oder ein Jahrhundert nach ihnen lebten, als uns, die wir Jahrtauſende nach ihnen kamen. Es diente nur zunächſt für die Zeitgenoſſen. Für alle

andere aber, welche um ein Menſchenalter ſpäter kamen, folglich Jeſum nicht perſönlich gekannt hatten, gieng dies Zeugniß ſeiner meßianiſchen Würde verloren. Eben ſo wenig konnte ihnen damals ſchon, wo das junge Chriſtenthum noch im Entſtehen, und das zur Ausbreitung deſſelben hülfreiche Weltſchickſal (ſowohl was vorausgieng, als was folgte) wenig oder gar nicht bekannt war, dasjenige als wundervolle Bürgſchaft gelten, was ſich uns Späterlebenden als ſolche aufdringt. — Ihnen mußte Jeſus ſeine göttliche Sendung auf eine andere Weiſe darthun, ſelbſt auf die Gefahr hin, wenn ſie ihn nicht in der Herrlichkeit ſeiner Offenbarungen, als den Auserwählten Gottes, erkennen ſollten. Er ſorgte auch für ſie. Es geſchah durch Weiſſagungen, die zu ihrer Zeit in Erfüllung gehen ſollten. Er weiſſagte aber mit allen Nebenumſtänden den Untergang und die Zerſtörung Jeruſalems, und des durch ſeine Herrlichkeit im ganzen Morgenlande berühmten Tempels. Er weiſſagte die Auflöſung und Zerſtreuung des ganzen jüdiſchen Volkes. Dieſe Dinge gehörten zur Zeit, da er lebte, zu den unglaublichen Dingen. Aber ſie wurden von ſeinen Jüngern und Lebensgenoſſen aufgezeichnet; ſie waren bekannt unter Juden und Chriſten, ehe ſie geſchahen. Und was er voraus verkündet hatte, als er über Jeruſalems Zukunft weinte, gieng in ſchauderhafte Erfüllung!

§. 7.

§. 7.

Aber auch dieſe ſchrecklichen Prophezeiungen konnten denen, welche ſie hörten, nichts Ueberzeugendes von der Hoheit ſeines Weſens ſeyn. Sie hatten Recht zu ſagen: Wer weiß, ob das alles geſchehen wird? Ueber die Wahrheit der Vorherverkündigungen, können nur diejenigen richten, welche die Erfüllung derſelben erleben. Jeſus mußte demnach die Göttlichkeit ſeiner Sendung und ſeine höhere Kraft denen, die mit ihm lebten, auf eine andere Weiſe darthun, als denen, die lange nach ihm geboren wurden. Und er that dies, auf eine ſeiner Würde, ſeiner Menſchenliebe angemeſſene Art. Er machte die Kranken geſund, Blinde ſehend, Lahme gehend, Ausſätzige rein. Wohlthun iſt göttlich! Und alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es gieng eine Kraft von ihm, die heilete ſie alle.

Ungeachtet die Wunder, welche Jeſus ſeinen Zeitgenoſſen gethan, für uns nicht unmittelbar geſchehen ſind, und wir ganz andre Urkunden für die Göttlichkeit ſeiner Sendung in der göttlichen Vollkommenheit ſeiner Lehre ſelbſt, wie in deren Verbreitung über die Welt, oder in Erfüllung ſeiner Weiſſagungen haben, — noch wandelt das zerſtreute Volk Iſraels vor unſern Augen! — Ungeachtet die Wunderthaten, welche er im Leben verrichtete, von den Evangeliſten hätten unaufgezeichnet bleiben können, ohne daß wir deswegen Urſache gehabt hätten, ſeine Ausſendung von Gott zu be-

zweifeln: haben doch die Erzählungen davon immer die Aufmerkſamkeit der Freunde und Gegner des Evangeliums ſehr beſchäftigt. Immer behandelt der Vorwitz der Sterblichen das am liebſten, wovon er am wenigſten begreift. Ich bin überzeugt, und die Evangeliſten ſagen es ſelbſt, es ſind von ihnen gewiß nicht alle auſſerordentliche Thaten Jeſu aufgezeichnet, die er gethan. Sie mehren und mindern die Wahrheit ſeines Wortes und die Hoheit ſeines Berufes nicht. Sie ſind überhaupt nicht für uns, ſondern für unmittelbare Zeitgenoſſen, zum Behufe jener Zeit geſchehen.

Es ſind ihrer Viele geweſen, welche ſich ein Geſchäft daraus machten, alle Wunderthaten Jeſu zu bezweifeln, oder ſie auf eine natürliche Art zu erklären. Sie meinten, ſich dadurch wie andre von Vorurtheilen zu ſäubern und den Ruhm großer Aufklärung zu gewinnen. Es ſind wieder Andre geweſen, die hingegen eine beſondere Angelegenheit daraus machten, die Wunderverrichtungen Jeſu, als wahre Wunder zu beweiſen, und die Zweifel als Irrthümer zu widerlegen. Weder die Einen, noch die Andern, ſcheinen mir ein weſentliches Verdienſt um die Menſchheit zu haben; auch zeigt ſichs, daß die Einen wie die Andern, und alle ihre Streitſchriften vergeſſen werden. Denn göttliche Wunder bedürfen wohl ſchwerlich der Beihülfe eines Menſchen, um für Wunder zu gelten. Was Jeſus vor ſeinen Zeitgenoſſen that, war Wunder für ſie,

und ſollte es für ſie ſeyn. Die Gelehrten unter den Juden wollten auch zweifeln; aber ſie konnten ſchlechterdings nicht hinweglaͤugnen, wovon ſie mit Erſtaunen Augenzeugen waren, ſondern ſie behaupteten nur: Chriſtus verrichte ſolche Thaten mit Huͤlfe des Teufels. Daß Jeſus Dinge bewirkt habe, welche uͤber alle Kunſt und Faſſungskraft derer hinweggiengen, die ſolche ſahen, iſt gewiß. Daß ſie jederzeit einen wohlthuenden menſchenfreundlichen Zweck hatten, iſt gewiß. Wer dies laͤugnen will, muß die Redlichkeit und ſchlichte Wahrheitsliebe der Evangeliſten und Apoſtel hinweglaͤugnen. Mir iſt aber viel Wunderbareres in dem enthalten, was ſie von der Lehre Jeſu Chriſti erzaͤhlen, als von ſeinen ſchnellen Heilungen unheilbar erklaͤrter Kranken, oder in andern ſeiner Thaten. Bei dem allen verrichtete er unlaͤugbar Dinge, die unbegreiflich blieben. Alles Volk begehrte ihn anzuruͤhren; denn es gieng Kraft von ihm. Diejenigen, welche ſolche Wunder auf eine natuͤrliche Weiſe zu erklaͤren ſich unterfangen, muͤſſen doch alle verborgene Kraͤfte ſchon kennen, welche Gott in die Natur gelegt hat. Wer aber kennet ſie? Und wer ſie nicht kennt, kann er aus dem, und mit dem, was ihm unbekannt iſt, eine Thatſache erklaͤren? Zweifler, und wenn ich dir zugaͤbe, was Jeſus Wunderbares vollbrachte, ſey ganz natuͤrlich zugegangen; ſey weder uͤbernatuͤrlich, noch widernatuͤrlich noch unnatuͤrlich geweſen, ſondern vollkommen nach den

Geſetzen

leſetzen und mit den Kräften der Natur überein⸗
ımmend: Was iſt damit gewonnen? was ver⸗
ren? Wenn der ungeheure Erdball, den du be⸗
ohnſt, frei im leeren, weiten Himmelsraume um⸗
rſchwebt, wie eine leichte Feder: ſo iſt dies na⸗
rgemäß. Aber iſt es darum weniger ein Wun⸗
r des Allmächtigen? Kennſt du die Kraft welche
vermag? Biſt du fähig, dies Wunder, ohne
ülfe eines andern Wunders, zu erklären?

§. 8.

Es liegen in der menſchlichen Natur gewiß
erkwürdige Kräfte verborgen. Aber nicht alle
lenſchen haben dergleichen Kräfte in gleichem
laaß. Selten erheben ſie ſich über das Ge⸗
öhnliche. Wir erblicken hin und wieder zerſtreut
Spuren derſelben. Sie erregen unſer Erſtaunen,
ie alles Ungewöhnliche. Wir halten uns, aus
urcht leichtgläubig zu heiſſen, berechtigt, die
Wirkungen ſolcher Kräfte zu bezweifeln, bis wir
e als Augenzeugen anerkennen müſſen; bis wir
berzeugt ſind, die, welche mit ſolchen Eigenſchaf⸗
n wirken, ſind weder Betrüger noch Betrogene.
s giebt Menſchen, die durch ihre eigenthümliche
mpfindſamkeit tief im Schoos der Erde verbor⸗
ene Quellen und Metalle wahrnehmen. Es giebt
Menſchen, welche, in einem Zuſtand der Entzückung,
irklich das Künftige vorausahnen. Es giebt
Menſchen, welche in einer ſeltſamen Nerven⸗ und
Seelenäuſſerung, wenn ich ſo ſagen darf, zumal

in Krankheits-Umſtänden, ihr eigenes Innere u
deſſen Mängel erblicken. Es giebt Menſchen,
zumal im Zuſtand des Nachtwandelns, mit v
ſchloſſenen äuſſeren Sinnen unglaubliche Din
thun und wiſſen, die ſie wachend nicht verrich
und wiſſen können. (Ich rathe überhaupt Jede
der über dieſen Gegenſtand Bewunderwürdig
vernehmen will, ſich mit den neuern Entdeckung
und Schriften des thieriſchen Magnetismus b
kannt zu machen.)

Es giebt Thiere, die eben ſo auffallende Eige
ſchaften haben; die Wochenlang vorher die W
terung, welche kommen ſoll, empfinden, und ſi
darauf vorbereiten; oder, ohne Kenntniß der Lä
der, die weiteſten Reiſen auf den nächſten Weg
dahin nehmen, wohin ſie müſſen und wollen. A
dieſe auſſerordentlichen Eigenſchaften, welche w
zerſtreut erblicken, ſind naturgemäß. Sind
deswegen weniger wunderbar, oder dem menſch
chen Verſtande begreiflicher?

Zweifler, dies alles läugneſt du nicht, weil
Erfahrungen deinen Zweifel beſiegen; du bezweife
nicht, daß mancher Menſch eine größere Kraft
ſich habe, durch ſeine Berührung Nervenleiden
mindern als ein Andrer; oder daß ein Menſch ein
höhern weiterblickendern Geiſt empfangen hat
als der Andere. Dies alles iſt naturgemäß,
unerklärlich und Gottes Kraft. Wie nun, we
Gott die wunderbaren Kräfte der Natur, wel
unſere Erfahrungen überſchreiten, in einem Aus

wählt

wählten vereint hat, um deſſen Daſeyn er die Begebenheiten der Welt, die Schickſale der Jahrhunderte zuſammenwirkend vereinte, wie zerſtreute Strahlen in einem Brennpunkt. Zweifler, wenn dir das einſtimmige Zeugniß des Alterthums ſagt: dieſer Auserwählte war Chriſtus Jeſus, der Erleuchter der Gotteswelt! — was vermagſt du an ſeinen Kräften und Thaten zu deuteln? Iſt ein Verein der hohen Gotteskraft in dieſem Einzigen wunderbarer, als ſein erhabener Geiſt, dem an innerer Vollendung und Stärke kein Anderer vor ihm und nach ihm gleich kam? oder wunderbarer, als die Ordnung der Weltereigniße um ſein Erſcheinen auf Erden? oder wunderbarer, als die Wirkung von den Worten dieſes in Demuth lebenden Einzigen auf die Schickſale der größern Nationen in nachfolgenden Jahrtauſenden? Wo iſt das Unwahrſcheinliche, daß das Volk begehrte ihn anzurühren? Wo iſt das Unmögliche, daß eine Kraft von ihm ausgieng und heilete? Gott hatte ihn auserkohren, der ewige Vater, ihn, den heiligen Sohn, und wohnte in ihm, und offenbarte ſich durch ihn dem menſchlichen Geſchlechte. In ihm war die Macht Gottes und das Leben, und das Leben ward das Licht der Menſchen. Joh. 1, 5. Darum glaube ich, Heiland, an dich; in dir iſt mir der Allerhöchſte erſchienen zur Offenbarung und Seligkeit. Aus deinem Munde kam mir Gottes Wort. Du ſelbſt ſpracheſt: **Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern des, der**

 mich

mich geſandt hat. So jemand will deſſen Willen thun, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelbſt rede. Joh. 7, 16. 17. Ich will deinen heiligen Willen vollziehen; er iſt der Wille meines Vaters im Himmel.

§. 9.

Die Lehre Jeſu beſteht beinahe ſeit zwei Jahrtauſenden. Sie ward in allen Welttheilen geprediget; am lauteſten unter uns. In dieſem Glauben lebten unſere Väter. Sie ſtarben in demſelben. Und ſeit beinahe zwei tauſend Jahren hat eine große Erfahrung Bürgſchaft für die Wohlthätigkeit des chriſtlichen Glaubens geleiſtet. Alle Völker, die ihn ergriffen, wurden edler, weiſer, glücklicher; wilde Nationen geſitteter und menſchlicher. Noch heute ſind die Staaten der Chriſtenheit diejenigen, in welchen Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften am ſchönſten blühen; die Freiheiten des Volks am meiſten geehrt, die Beſitzungen und Rechte jedes einzelnen Einwohners gegen alle Gewalt der Großen und Mächtigen am geſchützteſten ſind. In den Ländern, die von Jeſu Religion noch nicht erleuchtet wurden, herrſcht dagegen Willkühr, Grauſamkeit, Knechtſchaft, Unwiſſenheit. Im türkiſchen Reiche erblickt man noch die Barbarey der Vorwelt, Druck, Härte, Rohheit; unter den Heiden Wildheit; unter den zerſtreuten Juden, wiewohl ſie mitten unter Chriſten leben,

und aus ihren Beiſpielen lernen könnten, faſt aller Orten knechtiſchen niedrigen Sinn, große Unwiſſenheit, Abneigung gegen Arbeit, Unreinlichkeit und Sittenverderbniß. Was könnte überzeugender vom Werth des Chriſtenthums ſprechen, als dieſe Erfahrung, welche vor allen Augen liegt? Was überzeugender beweiſen, daß nur die himmliſche Tugend und Heilslehre Jeſu Chriſti, der wahre Grundſtein der Völker Glückſeligkeit ſey? Denn Nationen, ſo lange ſie fromm und treu in ihrem Glauben blieben, und auf Thronen wie in Hütten die Vorſchriften, welche der Weltheiland gab, erfüllt wurden, ſind blühend, ſtark und geehrt geblieben; — aber ſie ſind gedemüthigt, ſie ſind untergegangen, ſobald man entweder anfieng leichtſinnig und vornehm mit der Religion Geſpött zu treiben, ſie für Mährchen und Sache des Pöbels zu halten, oder ſtatt wahrer Religioſität nur prunkvolle Kirchen- und Prieſterſache, todtes Ceremoniel und Aberglauben annahm. Sie ſind gedemüthiget, ſie ſind untergangen, ſobald die Mehrheit des Volks die Heilslehre Jeſu vergaß, Selbſtſucht und Eigennutz ſtatt Gemeinnützigkeit, Zwietracht ſtatt Liebe, Ueppigkeit und Wohlleben ſtatt Selbſtverläugnung übte.

Wie im Großen, ſo bewies ſich der Werth der Religion und Frömmigkeit auch im Kleinſten. Die Tugendhafteſten der Menſchen, waren und ſind noch heute die Geliebteſten, die Glücklichſten. Habe einer Klugheit, wie er wolle, aber kein red-

liches

liches Gemüth, er wird verachtet, gemieden; Ni
mand traut ihm. Er wird, ſo mächtig, ſo rei
er auch ſey, ſinken; mit Ränken ſich wohl au
ſchwingen, aber nur um früher oder ſpäter tief
zu ſtürzen, oder vielleicht erſt über ſeinem Grab
für ſeine Nachkommen Fluch und Unſegen zu ſan
meln. Er wird, betrage er ſich auch nach bürge
lichen Geſetzen ſo redlich als er wolle, und hat
daneben ein unreines, gottvergeſſenes Herz,
ewigem Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, in ewiger Ang
bei ſeinen heimlichen Verirrungen ſeyn; viel Mül
haben um gut zu ſcheinen, und doch entlarvt we
den zu ſeiner Zeit. Er iſt unglücklich, weil er
Widerſpruch mit der göttlichen Weltordnung,
Widerſpruch mit ſeinen beſſern Ueberzeugungen u
ſeiner innern Natur lebt, und durch gemeine Klu
heit die Wirkungen der Religioſität, mit dem bloß
Schein das wirkliche Weſen, und die rechte G
ſundheit mit einem geſchminkten Angeſicht erſetz
zu können wähnt. Alltäglich lehrt die Erfahrun
daß ohne Religioſität des Gemüths kein Sterbl
cher ſicher iſt, in die gröbſten Verbrechen zu ger
then; daß die Laſter endlich zur Zerſtörung nic
nur unſers äuſſern Glücks, ſondern der körperlich
Geſundheit, zur öffentlichen Schmach, zum Ke
ker, zum Richtplatz führen.

Und dieſe Lehren der Geſchichte, dieſe täglich
Beiſpiele aus dem Leben, was fruchten ſie unt
einem Volke, wo man ſich immer mehr daran g
wöhnt, entweder mit ſogenanntem Weltton üb

die Religion Jeſu ſich hinwegzuſetzen, oder zu glauben, Religion beſtehe nur im kirchlichen Gottesdienſt, im Glauben an Gott, an Jeſu Verdienſt, an Heilige, aber man könne übrigens ſeine boshaften, habgierigen, ehrgeizigen, wollüſtigen, neidiſchen und gehäßigen Neigungen befriedigen, wenn man nur nicht öffentlich damit anſtößt; wenn man glaubt, alle Sünden, Leidenſchaften und Thorheiten ſeyen menſchliche Sache, menſchliche Schwächen; das Blut Jeſu, oder Gottes Barmherzigkeit, Almoſen, Gebete oder Meſſen, oder Genuß der Sakramente, würden hintennach alles wieder ausgleichen! O da iſt nur noch der Name, nicht mehr die Seele des Glaubens! Da ſind übertünchte Gräber! Da muß Elend und Unglück nachfolgen!

§. 10.

Viele, ja die meiſten unſrer heutigen Menſchen, ſchwanken zwiſchen Weisheit und Thorheit; ſie ſind nicht kalt, nicht warm; wollen Gott dienen und dem Mammon zugleich; nach ihren Lüſten leben und das ſchöne Loos der Ewigkeit zugleich fordern. Der Augenblick der Gegenwart iſt ihr Abgott und ihr Geſetzgeber, und das Urtheil der blinden Menge ihre Richtſchnur. Sie laſſen ihre Kraft ſchlafen, ihr beſſeres Gefühl verſtummen, um ſich nicht auszeichnen zu müſſen, und mit dem großen Haufen den breiten, ebenen Weg der Gemeinheit wandern zu können. Denn ſie ſind verzagt, weil ihnen

Menſchenfurcht über Gottesfurcht ſteigt. Sie preiſen die Großen des Alterthums in ihren Schauſpielen, Reden und Schriften; aber wer unter ihnen groß ſeyn wollte, wie jene, und für Recht und Wahrheit und Tugend ſich ſelbſt aufopfern, und lieber untergehen, als Unrecht, Falſchheit und ſelbſtſüchtige Tücke anketten möchte, wird Schwärmer geheißen und als Sonderling verſpottet. Es iſt jetzt ſchädlicher arm ſeyn, als boshaft; es iſt gefährlicher ein zerriſſenes Kleid, als verdorbene Grundſätze haben. Dieſer Ton, dieſer Geiſt, dieſe Buhlerey mit der Gemeinheit macht ſelbſt diejenigen irre, in denen noch lebendige Erkenntniß des Beſſern lebt. Das allegemeine Geſchrey will die Stimme der Wahrheit überlärmen in ihnen. Weil alles wo anders hinſtröhmt, werden ſie zweifelhaft, ob ſie auf richtigerem Wege gehen, da ſie ſo einſam ſind? und hören ſie gleich alltäglich: was Jeſus Chriſtus gelehrt und gethan, ſey der Menſchheit Vorbild, und göttlich ſein Thun und Leben geweſen, erblicken ſie doch im Leben und Thun der Menſchheit alltäglich das ſchnöde Gegentheil von allem, was der Göttliche that und lehrte.

Aber vergeblich täuſcht ſich der Menſch mit der falſchen Vorſtellung: daß er den großen Zweck ſeines Daſeyns ſchon erreicht habe, wenn er nach den gewöhnlichen Begriffen bürgerlich rechtſchaffen lebe, wenn er nur öffentlich keine große Laſter begehe, ſo dürfe er übrigens im Stillen gewiſſen Lieblings-

Leidenſchaften

Leidenſchaften fröhnen; aber vergebens ſucht er dieſelben unter dem Titel menſchlicher Schwächen vor ſeinem Gewiſſen zu beſchönigen. Unaufhörlich ruft ihm dieſe innere Stimme zu: Menſch! du biſt Gott ähnlich erſchaffen — und nur durch gottähnliche Handlungen, durch gottähnliche Tugenden, und durch ein gottähnliches Gemüth, kannſt du den großen Zweck deines Daſeyns erreichen!

Aber dieſes gottähnliche Gemüth, dieſes Himmelreich, kömmt nicht in deine Bruſt, ſo lange dein Herz voll böſer Leidenſchaften, dein Wille voll ſelbſtſüchtiger Triebe iſt; mit Jeſu ähnlicher Selbſtüberwindung, mußt du unaufhörlich gegen deine ſinnlichen Neigungen zu Felde ziehn; denn das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reiſſen es an ſich! Deshalb erhebe dich, du Chriſt, und wie Jeſus Meßias, wie die Jünger, wie die Heiligen und Großen der Vorwelt, die ewige Wahrheit höher, als die Flitterpracht der Lüge, das ewige Recht höher, als den Stolz der Gewalt, die ewige Tugend höher, als Ueppigkeit, Rang und Weihrauch feiler Schmeichler achten. Nicht wo der große Haufe hintreibt, gefeſſelt und gezogen von der unreinen Leidenſchaft, ſondern wohin Wahrheit, Religion und Gewiſſen wirken, das iſt der Weg des Lebens. Nicht wie die Welt will, wie Gott will, iſt es recht! Wer iſt, der euch ſchaden könnte, ſo ihr dem Guten nachkommt?

Menſchenfurcht über Gottesfurcht ſteigt. Sie preiſen die Großen des Alterthums in ihren Schauſpielen, Reden und Schriften; aber wer unter ihnen groß ſeyn wollte, wie jene, und für Recht und Wahrheit und Tugend ſich ſelbſt aufopfern, und lieber untergehen, als Unrecht, Falſchheit und ſelbſtſüchtige Tücke anketten möchte, wird Schwärmer geheißen und als Sonderling verſpottet. Es iſt jetzt ſchädlicher arm ſeyn, als boshaft; es iſt gefährlicher ein zerriſſenes Kleid, als verdorbene Grundſätze haben. Dieſer Ton, dieſer Geiſt, dieſe Buhlerey mit der Gemeinheit macht ſelbſt diejenigen irre, in denen noch lebendige Erkenntniß des Beſſern lebt. Das allegemeine Geſchrey will die Stimme der Wahrheit überlärmen in ihnen. Weil alles wo anders hinſtröhmt, werden ſie zweifelhaft, ob ſie auf richtigerem Wege gehen, da ſie ſo einſam ſind? und hören ſie gleich alltäglich: was Jeſus Chriſtus gelehrt und gethan, ſey der Menſchheit Vorbild, und göttlich ſein Thun und Leben geweſen, erblicken ſie doch im Leben und Thun der Menſchheit alltäglich das ſchnöde Gegentheil von allem, was der Göttliche that und lehrte.

Aber vergeblich täuſcht ſich der Menſch mit der falſchen Vorſtellung: daß er den großen Zweck ſeines Daſeyns ſchon erreicht habe, wenn er nach den gewöhnlichen Begriffen bürgerlich rechtſchaffen lebe, wenn er nur öffentlich keine große Laſter begehe, ſo dürfe er übrigens im Stillen gewiſſen Lieblings-

Leidenſchaften fröhnen; aber vergebens ſucht er dieſelben unter dem Titel menſchlicher Schwächen vor ſeinem Gewiſſen zu beſchönigen. Unaufhörlich ruft ihm dieſe innere Stimme zu: Menſch! du biſt Gott ähnlich erſchaffen — und nur durch gottähnliche Handlungen, durch gottähnliche Tugenden, und durch ein gottähnliches Gemüth, kannſt du den großen Zweck deines Daseyns erreichen!

Aber dieſes gottähnliche Gemüth, dieſes Himmelreich, kömmt nicht in deine Bruſt, ſo lange dein Herz voll böſer Leidenſchaften, dein Wille voll ſelbſtſüchtiger Triebe iſt; mit Jeſu ähnlicher Selbſtüberwindung, mußt du unaufhörlich gegen deine ſinnlichen Neigungen zu Felde ziehn; denn das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reiſſen es an ſich! Deshalb erhebe dich, du Chriſt, und wie Jeſus Meßias, wie die Jünger, wie die Heiligen und Großen der Vorwelt, die ewige Wahrheit höher, als die Flitterpracht der Lüge, das ewige Recht höher, als den Stolz der Gewalt, die ewige Tugend höher, als Ueppigkeit, Rang und Weihrauch feiler Schmeichler achten. Nicht wo der große Haufe hintreibt, gefeſſelt und gezogen von der unreinen Leidenſchaft, ſondern wohin Wahrheit, Religion und Gewiſſen wirken, das iſt der Weg des Lebens. Nicht wie die Welt will, wie Gott will, iſt es recht! Wer iſt, der euch ſchaden könnte, ſo ihr dem Guten nachkommt?

Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, ſo ſeyd ihr doch ſelig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht, und erſchrecket nicht! 1 Pet. 3, 13. 14. Alſo ruft uns das göttliche Wort zu. Muth denn alſo zu dem, was göttlich iſt! Mit dem Göttlichen iſt Gott, wer will wider uns ſeyn? Fürchtet nicht den Laſterhaften, den Frevler, den Spötter; mag er läſtern, freveln, ſpötteln; du, Gottesmenſch, vollbringe ohne Scheu, was Gott gebeut, was Jeſus lehrt, was dein Gewiſſen heiſcht, und dein Muth wird den Böſen ſchrecken, und er wird ſich zuletzt ſeiner Klugheit, wie einer Thorheit ſchämen. Er kann trotzen, aber ſchaden nimmer. Wer das Böſe möchte, kann trotzen, aber er iſt klug; feig iſt die ſchlaffe Selbſtſucht; feig der von ihr beherrſchte große Haufe. Darum iſt es an der Tugend, daß ſie ſich in ihrer herrlichen Pracht offenbare. Biſt du eines edlen, heiligen Entſchluſſes voll, und des Gottgefälligen in deinem Unternehmen ſicher: dann vollbringe es ohne Furcht. Gott iſt mit dir im Bunde; im Bunde mit dir ſelbſt das zitternde Gewiſſen der Böſen, darum wirſt du im Kampfe wider ſie obſiegen.

Siehe an die Leute, was wollen ſie? Sie tragen Schalkheit im Herzen, aber Edelmuth auf den Lippen; denn ſie ſind feig, weil ſie ſchlecht ſind, darum wollen ſie ſcheinen, was ſie nicht ſind. Sie betheuern Freundſchaft und lieben doch keinen Andern, als nur ſich ſelber. Das wiſſen ſie alle, darum trauet Keiner dem Andern, und ſind unter

ſich

ſich voll Argwohns. Das Reich des Böſen iſt immerdar unter ſich uneins, nur der Eigennutz bewegt ſie, aber doch können ſie der Tugend nicht ihre Ehrfurcht verſagen. Auch die Teufel glauben einen Gott und zittern. Darum treiben die feigen Schwächlinge im Dunkel ihren eigennützigen Handel, und brüſten ſich öffentlich mit gemeinnützigen Abſichten; erſchleichen Gewalt und Ehrenſtellen um zu glänzen, und ſprechen rühmend von des Volkes Wohlfahrt, als ihrer wichtigſten Sorge; fordern zu Opfern für alles Gute auf, und treiben im Stillen Wucherey, Betrug, Erbſchleicherey und Verfälſchung; reden von Gewiſſenhaftigkeit, und brechen heimlich Eide und Gelübde; glänzen geiſtreich und durch muntere Laune und Witz in Geſellſchaften, und ſind in ihrem Hauſe die Plage der Hausgenoſſen; prahlen übermüthig im Glück, und kriechen verzagt zurück, wenn es mißlingt; ermahnen zur Kühnheit, und verſtecken ſich hinter den Beherzten; ſind allezeit da, wenn die Gefahr vorüber iſt, als hätte kein Andrer ſo viel gethan, und reiſſen die Früchte des Heldenmuths und den Lohn des Heldenmüthigen an ſich; ermahnen zur Dankbarkeit, und vergelten mit Undank; wollen eine Welt vereinigen, und entzweien ſich um ein Senfkorn. Das ſind die Leute, welche das große Wort führen, die Zwerge hinter den Masken der Rieſen, die Tonangeber, die Achtbaren, denen nichts heilig iſt, als ihr Vortheil, und welche Religioſität bald zum Deckmantel eigner Schandbar-

keit, bald zum Leitzaum des Volkes machen, um Gewinn zu haben, und im Verborgenen über die Leichtgläubigkeit aller Betrogenen zu lachen, und ſich ihrer großen Liſtigkeit zu freuen. Das ſind ſie, Chriſt, mit denen du zu kämpfen haſt; das ſind ſie, Gottesmenſch, die deiner ſpotten werden, wenn du dich ſelbſt verläugneſt, um dem Beiſpiel Jeſu, der Jünger und aller Heiligen und Großen der Vorwelt zu folgen; die dich verfolgen werden, wenn du ihre Ränke vereitelſt, und die Wahrheit an die Statt ihrer Lügen ſtellſt; die dich fürchten werden, wenn ſie erkennen, daß du in der Wirklichkeit biſt, was ſie nur ſcheinen möchten; die dir weichen werden, wenn ſie Ueberzeugung empfangen, daß du ſie nicht mehr fürchteſt. Muth denn zur Tugend! Wer iſt, der euch ſchaden könnte, ihr Kämpfer Gottes, ſo ihr dem Guten nachkommet?

§. 11.

Dieſen Muth zur Tugend verleiht das wahre Chriſtenthum; nicht das falſche Chriſtenthum, noch das Namens-Chriſtenthum der blinden, verwahrloſeten, durch Laſter und Eigennutz entnervten Menge, welche Herr, Herr! ruft, und Gottes Gebot nicht übt; Gott zu lieben ſchwört, und den Nächſten haßt; Gott anbetet, und den Leidenſchaften des Fleiſches dient. Nicht das Chriſtenthum der heutigen Welt, giebt den Muth zur Tugend, ſondern das Chriſtenthum der erſten Jünger,

die

ie für die Wahrheit des Glaubens, für das
Recht des Geiſtes, für die Heiligkeit der Tugend,
Schmach und Noth, Armuth und Verfolgung,
Hohn und Tod, mit ſtillem ſtandhaftem Sinn
uldeten.

Wer mir nachfolgen will, ſprach der Meßias
Jeſus, der verläugne ſich ſelbſt, und nehme ſein
Kreuz auf ſich und folge mir nach. Denn wer
ein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer
ber ſein Leben verliert um meinetwillen, der wird
s erhalten. Luc. 9, 23. 24. In dieſen wenigen
Worten liegt der Schlüſſel zum Geheimniß der
Unüberwindlichkeit, zum Sieg des Guten über
lle Macht des Schlechten. Ergreife das Heilige
nd vollbringe es, unbekümmert um dich ſelbſt;
olge dem Meiſter Jeſu nach und verläugne dich
elbſt. Verläugne dich ſelbſt; das heißt, wenn
u etwas Rechtſchaffenes zu thun weißt, etwas
Wohlthätiges und Gemeinnütziges, frage nicht
rſt: Welchen Vortheil werde ich daran haben?
der, was werden die Leute von mir denken? Son-
ern, weil das Göttliche göttlich, das Rechte
echt iſt, darum ſoll es geſchehen. Berechne nicht
uvor den allfällig daraus für dich erwachſenden
Schaden; nicht, ob du dir mächtige Perſonen da-
urch zu Feinden macheſt; nicht, ob du Amt und
Brod verlierſt; nicht, ob man dich verſtoßen wird?
Du ſollſt kein Anſehen, kein Vermögen, keine Be-
uemlichkeit, keine Menſchengunſt groß achten, ſon-
ern nur was recht und gut iſt. Du ſollſt bei

dem,

dem, was recht iſt, nicht auf dich ſelbſt, ſondern auf Jeſum und deine Pflicht ſehen; du ſollſt ſelbſt das Leben verachten. Erſt wenn du das kannſt, biſt du wahrer Chriſt, wahrer Nachfolger des Göttlichen.

Wer keine Furcht hat Alles einzubüßen, den müſſen alle fürchten, die nichts wagen und verlieren wollen. Er iſt ihr Beſieger. Denn wer ſein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer um ein gemächliches, irdiſches Wohlbehagen dem höhern geiſtigen Leben entſagt, der hat die Ewigkeit um einen Augenblick verkauft. Wer aber ſein Leben verliert um Jeſu willen, der wird es erhalten. Wer ein nichtiges flüchtiges Gut verachtet, um des Heiligen willen, der hat ein Staubkorn verloren und eine beſſere Welt erobert. Darum thue Recht, und ſcheue Niemand. Für Gott alles verlaſſen. Und ob du gleich leideſt um der Gerechtigkeit willen, ſo biſt du dennoch ſelig! Wer durch Verbrechen und Ränke, Ehren und Würden erworben hat, meinſt du, er könne ſich derſelben freuen? Selbſt der gekrönte Sünder ſchaudert unter ſeinem Purpur vor der Gewalt der Wahrheit und des Rechts, und vor dem Augenblick der Vergeltung der endlich jedem erſcheint. Meinſt du, wer durch Betrug, Meineid, Anmaßung fremden Eigenthums und ſchimpfliche Hinterliſt großes Vermögen geſammelt hat, er ſey ſelig in deſſen Beſitz? Nein, das Gold wird ihm endlich gleichgültig, aber nicht das Bewußtſeyn ſeiner Schänd-

lichkeit, in der er es erworben hat. Gern möchte er Gott aus dem Weltall hinwegläugnen, um ſich ſelber zu beruhigen; aber nicht einmal den Schmerz des Gewiſſens kann er aus ſeinem Herzen fortläugnen. Seine Weine können ihn berauſchen, nicht ermuntern; ſein Glanz kann ihn blenden, nicht beglücken. Säheſt du den Sünder in der Stunde ſeiner Verborgenheit und Einſamkeit, du würdeſt für all ſein Gold nicht einen ſeiner ſchrecklichen Augenblicke annehmen wollen. Du aber, Gottesmenſch, ob du gleich leideſt um der Gerechtigkeit willen, wirſt dennoch ſelig ſeyn. Und verſtieße dich dein Vaterland, o, dem Tugendhaften ſteht überall eine Heimath offen. Und verlöreſt du die Gunſt derer, die Macht haben; verlöreſt du deine Aemter, Würden und angenehmen Verhältniße; was liegt an Ehren die keiner Ehre werth ſind? Aber die Tugend wird dir überall Verehrer und Bewunderer erwecken, und eine Hochachtung, welche keine Obrigkeit, kein König ſich mit aller Macht erzwingen kann. Und verlöreſt du um der Gerechtigkeit willen, Hab und Gut, und müßteſt du in Armuth einhergehen und dein Brod auf fremder Erde ſuchen; o, das innere Hochgefühl würde dir den ärmlichſten Biſſen zum ſchwelgeriſchen Gaſtmahl verwandeln, in deiner Dürftigkeit würdeſt du erhabener ſeyn, als ein Weltgebieter. Du hätteſt Zufälligkeiten verloren, die immer das Spiel des Erdenglückes ſind, aber dich ſelbſt, dein wahres Weſen gefunden; du wäreſt arm, von Allen ver-

laſſen, aber dennoch ſelig. Freudig würdeſt du auf deinen Gott, muthig ſtolz jedem Menſchen ins Antlitz ſchauen. Deine Sieger würden die Geſchlagenen, du, Verfolgter, würdeſt der Triumphirer ſeyn. Mit David würdeſt du in Zuverſicht und Wonne ſagen: Gott erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße, um ſeines Namens willen. Und ob ich ſchon wandre im finſtern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du biſt bei mir; Dein Stecken und Stab tröſtet mich. Du bereiteſt vor mir einen Tiſch gegen meine Feinde. Du ſalbeſt mein Haupt mit Oel, und ſchenkeſt mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebenlang, und ich werde bleiben in der Wohnung meines ewigen Vaters immerdar. Pſ. 23, 3—26.

§. 12.

Wer iſt nun, der dir ſchaden könnte, wenn du dem Guten nachkommſt? Und ob du auch gleich leideſt um der Gerechtigkeit willen, ſo biſt du doch ſelig. Darum fürchte dich nicht vor ihrem Trotz, und erſchrecke nicht. Muth zur Tugend denn, mein Herz! dem Rechtſchaffenen fehlt der Triumph nie. Zittre nicht, der gerechten Sache wegen deinen Wohlſtand, dein Anſehen zu verlieren, ſondern zittre für die gerechte Sache allein! Mußt du nicht, ſey es nun einen Tag oder ein Jahr früher oder ſpäter, deinen ganzen irdiſchen Beſitz hinterlaſſen, und nackt aus dem Leben gehen, wie du hineintrateſt?

Aber die Heiligkeit deiner Sache bleibt;
Gerechten folgen ſeine Werke nach. Zittre
mein Herz, wo es die Sache Gottes und
enſchheit angeht. Das Zittern iſt an den
, an den Eigennützigen, die für den Augen-
für den Staub, für Metall, für den Gau-
el, für die Heucheley falſcher Ehrerbietung
ohne Ahnung von einem höhern Gut, von
dien des Geiſtes zu haben, für welche das
abzuwerfen ein Spiel iſt. Wo du, was
ſt, erkenneſt, verläugne dich ſelbſt, und be-
es unerſchrocken und ſtandhaft. Wo ein
ner der Wahrheit redet, handelt wider die
ꝛeit, ſtehe ihm zu; dulde, leide wie er; ſein
or Gott wird auch der Deinige ſeyn. Be-
Jeſum, er wird auch dich einſt bekennen.
ttes Sohn! o Heiland der Menſchheit! für
auch für mich haſt du dich ſelbſt verläugnet
er Schmach und dem Tode hingegeben.
ſollte ich nicht mit gleich göttlichem Muthe
nich fortan verläugnen, wenn es darauf an-
, dich und die Tugend zu bekennen? Vor
Drohen ſollte ich denn erſchrecken, wenn
or dem Weltrichter nicht bange iſt? Wer
ir denn Glück geben oder rauben? Wahr-
och nicht Menſchengunſt oder Menſchenhaß.
innere Seligkeit iſt wohl unabhängig von
ꝛenlaunen! Wer kann mir Ehre geben oder
ehmen? Doch wohl nicht der Einfall eines
n oder Großen, die Gewogenheit oder Un-

gnade

gnade eines Obern, oder das Urtheil des ge
nen, leichtgeführten Volkhaufens? Nein, me
Geiſtes ewige Ehre iſt die Tugend, die vor (
gilt. Meinen Leib können ſie tödten, aber
Geiſt nicht. Das Recht verdrehen können ſie
Bosheit, die Unſchuld verdächtigen in Feigl
aber mögen ſich die ſchwärzeſten Wetterwolken
die Sonne lagern, ſie können nicht deren Stra
auslöſchen. Die Majeſtät der Wahrheit ſt
nach Jahrhunderten noch über den Gräbern
Bekenner. Nur Muth zur Tugend, Muth
Wahrheit, Muth zum Recht, und das R
Gottes iſt erweitert, und die Sünder erbla
Allmächtiger, Allerheiligſter, verleihe uns Kr
Wir wollen! dein Reich komme zu uns! D
Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel.

§. 13.

Aber, wird mancher hier einwerfen, lehrt
predigt Tugend und Religion ſo lange und vie
wollt, es wird und kann doch nichts helfen, i
alles iſt von Ewigkeit her ſo beſtimmt, daß
ſo kommen muß wie es beſtimmt iſt. Es t
daher hier der rechte Ort ſeyn, zu unterſuchen,
fern dieſe Behauptung, die für die Glückſeli
des Menſchen von ſo auſſerordentlicher Wichti
iſt, richtig oder unrichtig iſt. Es wechſeln in
ununterbrochenen Ordnung die Jahreszeiten.
kreiſen die Geſtirne in ihren ewigen Bahnen. D
Alte wird wieder neu, das Neue alt. Die W

der Vorzeit vergehen, wie die Menſchengeſchlechter, welche ſie geſtiftet hatten. Neue kommen, um wieder zu vergehen und vergeſſen zu werden. Es iſt ewiglich das Alte. Alles hat ſeine unabänderliche Bahn, ſein unabänderliches Ziel; alles iſt einem großen, eiſernen Geſetz unterthan, der Stern des Himmels, wie die Blume des Feldes; der Felſen, wie der Wurm, welcher an ihm kriecht; die ganze Nation, wie der Menſch, welcher darin geboren ward. Nichts kann anders ſeyn, als es iſt: nichts wird anders ſeyn, als es werden ſoll. Das iſt das Verhängniß, das ewige! — Was iſt das Verhängniß? — Wie? alles vorherbeſtimmt von Ewigkeit? Es welkt keine Blume, es weint kein Säugling, es ſtürzt kein Felsgebirg, es geht kein Volk unter, ohne daß es nicht vor unnennbaren Zeiten alſo beſtimmt geweſen wäre? Und was iſt denn meine Tugend und meine Vergehung, was iſt denn das Verbrechen, was der Richter? Iſt mein Wille auch vom Schickſal geboten? Bin ich endlich im großen Weltganzen nicht mehr und nicht weniger wie das Sonnenſtäubchen, welches ſich in den Lüften ſchwimmend bewegt, nicht wie es will, ſondern wie es muß?

Iſt alles, was geſchieht, nun ſeit Ewigkeiten verhängt, was hilft mein Seufzen, mein Wünſchen, mein Streben nach Beſſerem? Was fruchtet mein Gebet? War nicht auch dies Gebet in dem Rathſchluß des Verhängniſſes ſchon vorher beſtimmt? Alſo bin ich nur eine Maſchine, die

zum Spiel des großen Ganzen gehört; und vermeinter freyer Wille iſt nur eine Selbſ ſchung? — Was iſt das ewige Verhängniſ Es iſt die feſte, ungeheure, endloſe Weltordı in welcher Alles nothwendig als Urſache und ' kung aus einander hervorgeht. Jede Wi: wird wieder Urſache neuer Wirkungen. Baum bringt Saamen, der Saame wieder ' me hervor. Weil meine Jugend ſo war, n war, mußte ich werden, wie es jetzt mit mi Die Schickſale des vergangenen Jahres t die gegenwärtigen geboren; ohne die Vorfäl längſt vergeſſenen Jahrhunderte hätten wi Begebenheit unſerer Zeit nicht erblickt. S alles von Anbeginn in einander verkettet, und Verkettung dehnt ſich durch die unendliche Zu aus. Da greift ein Rad des unermeßlichen ? werkes in das Andere; ein Glied hängt im An Das iſt das Verhängniß, und darum iſt unabänderlich. So wie der, welcher einen S in den Waſſerſpiegel eines ſtillen Sees ſchleu deſſen Getöſe im Niederſturz, dann die von weg ſich raſch bewegenden Wellenringe voraus ſ ehe ſie ſind; und wie ſie ſich immer in grö Kreiſen verbreiten und ſich noch zu den entfe Ufern verpflanzen, während es ſchon im M punkte ſtill iſt, von wo die erſte Bewegung gieng: eben ſo könnte der, welchem die Beſ fenheit aller Weſen in der Welt bekannt wäre Begebenheiten der Welt nach Jahrtauſenden

der erſten Bewegung voraus erkennen, welche die Dinge der Welt vor Jahrtauſenden zuerſt empfiengen. Das wäre Allwiſſenheit. Aber keinem Sterblichen iſt dieſe Allwiſſenheit geworden. Daher geht er ungewiß und wankelnd durch das große Gewühl des Weltlebens, und weiß nicht was vorangieng, was nachfolgt; nennt was ihm begegnet bald Glück, bald Zufall, bald unvermeidliche Nothwendigkeit. Aber er nennt nur Zufall und Ungefähr, von dem er die unmittelbaren Urſachen nicht wahrnimmt. Es iſt nichts von ungefähr, weil alles ſeine Urſachen hat. Alles iſt nothwendig; alles iſt im Rathſchluß des ewigen Verhängniſſes einbegriffen. Alles? Wie, ſo wäre die unendliche Welt und Alles, was ſich darin regt und bewegt, eine unendliche Maſchine? ein wohleingerichtetes, wunderbares Uhrwerk, in welchem nichts anders geſchehen kann, als was der Wille des Meiſters vorhergeſehen und beſtimmt hat? Ich ſelbſt wäre nichts als ein geringfügiger Theil in dieſem Weltenbau? Ich erſchrecke. Was bin ich? Wo bin ich? — Wie einſam ſtehe ich mit meiner Luſt, mit meinem Schmerz in dieſer kalten, eiſernen Ordnung der Dinge, und unter dieſen todten willenloſen Geſtalten! Warum ſoll ich hier gefühlvoll und liebend daſtehen, da nichts meine Liebe verdient? Warum haſſen, da auch das Böſeſte, auch das Laſter nothwendig wäre? Wie verlaſſen bin ich plötzlich von meinen ſchönen Wünſchen, von meinen erquickendſten Hoffnungen!

Wozu dies Spiel mit mir? Wozu meine Reue wegen Fehler, die ich vorher beſtimmt war zu begehen? Wozu mein Haß gegen die Sünde, wenn das ewige Verhängniß mich derſelben einmal geweiht hat? — —

Nein! nein! ich bin auf Irrwegen. Alles in mir widerſpricht dieſen Vorſtellungen von der Welt. Meine Gefühle empören ſich dagegen mit ſtürmiſcher Gewalt. Ich empfinde deutlich die Freiheit meines Willens; und iſt gleich mein Körper einem todten Werkzeuge gleich, iſt doch mein Geiſt nicht Maſchine; er iſt das Regierende, Belebende, das, was ſich nach eigenen Ueberlegungen entſchließt. Nein, die Welt iſt keine todte, kalte Maſſe, in der ſich alles, ſich ſelbſt unbewußt, nach ewigen Vorherbeſtimmungen bewegt, ſondern ein liebender Gott waltet lebendig mit ſeiner Macht und Güte durch Alles, beſeelt Alles und beſeligt Alles. O, was wäre die Welt ohne Liebe, ohne Gottheit, ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Vergeltung! Ein ungeheurer Leichnam, von dem die Seele gewichen; ein bewußtloſes Spiel der Dinge, worin für das Höchſte und Herrlichſte, für Tugend, Liebe und Vollkommenheit nur Namen vorhanden wären, ohne daß die Gegenſtände ſelbſt da wären! Ein elendes, zweckloſes, unauflösliches, nie endendes Räthſel; und das allerbeklagenswürdigſte der Weſen darin wäre der Menſch mit den Anſprüchen ſeiner Vernunft, mit den Gefühlen ſeines Herzens!

§. 14.

§. 14.

Nein, jene Vorſtellungen von einem Verhängniß ſind Irrthümer des Verſtandes, entſprungen aus allzu einſeitiger Betrachtung der Dinge. Darum führen ſie zuletzt auf Widerſprüche mit ſich ſelbſt; auf Widerſprüche mit Allem, was wir auſſer uns wahrnehmen; auf Widerſprüche mit unſerm eigenen Bewußtſeyn.

Was iſt das ewige Verhängniß? — Es iſt die feſte, ungeheure, endloſe Weltordnung, in welcher Alles nothwendig als Urſache und Wirkung aus einander folgt. Jede Wirkung darin wird wieder eine Quelle von neuen Wirkungen. Folglich iſt das, was heute geſchieht, nothwendige Folge des Vergangenen, und das, was ich heute bin, die nothwendige Frucht der verfloſſenen Tage. — Wie? — Läugnen läßt ſich dies nicht; wie vermeide ich nun die Irrwege des Verſtandes, in welche ich abermals zu gerathen in Gefahr bin?

Ich will das Weltganze in ſeiner Vielſeitigkeit überſchauen. Da erblicke ich dann vom todten Stein bis zum höchſten aller geſchaffenen Weſen, eine unendliche Menge von Kräften. Alles, was da iſt, das iſt an ſich auch eine Kraft; das heißt: ſie wirkt auf ihre Umgebungen. Auch der todte Staub iſt eine Kraft, ſonſt könnte er nicht auf die Dinge um ſich her wirken durch ſeine Schwere, durch ſeine Anhänglichkeit; ſonſt würde er nicht auf unſere Sinne wirken durch ſeine Farbe, durch ſeine Geſtalt, durch ſeinen Geruch. Was nicht

auf mich wirkt, iſt für mich nicht vorhanden; r
aber wirkt, das iſt eine Kraft. Die Menge
im göttlichen Weltall vorhandenen Kräfte iſt
zahllos als mannichfaltig. Sie bilden eine un
heure Stufenfolge vom Geringſten zum Höchſ
Sie verbinden ſich mit andern Kräften, und b
gen, durch ſolche Vereinigungen, ganz neue
ſcheinungen hervor. Welche Mannichfaltig
von Kräften wohnt nicht in dem Körper wel
wir Stein nennen; wie größer noch iſt dieſe M
nichfaltigkeit in den Pflanzen; wie größer noch
den Thieren! — Aber nicht bloße Mannichfal
keit herrſcht unter ihnen, ſondern auch eine hö
oder niedere Stufe. Die Lebenskraft der Pfl
iſt doch höher als die Kraft, welche der S
hat; jene vermehrt ſich durch ſich ſelbſt, hat i
Jugend, ihr Alter, ihre Fortpflanzung. Hö
noch ſteht die Kraft, welche wir Thierſeele nenn
denn ſie fühlt, ſie wählt, ſie urtheilt. Noch hö
ſteht die Kraft des menſchlichen Geiſtes, in
herrlichen Klarheit ihres Sichſelbſtbewußtſey
Noch höhere Kräfte ſtehen über uns, welche
heilige Schrift Engel und Erzengel nennt. A
alle dieſe Familien und Reiche von Kräften in
Schöpfung Gottes ſind, was ſie ſind, durch G
tes Willen: alle haben ihre beſondere Wirkun
kreiſe, ihre beſondern Beſtimmungen, ihre eig
thümlichen Geſetze, nach denen ſie handeln und w
ken müſſen. Darum iſt und bleibt der Stein
Stein, und behält ſeine Eigenſchaften; dar

ſw

die Wurzeln des Weinſtocks und der Diſtel ihnen entſprechende Nahrungsſtoffe; darum id bewegen ſich anders der Fiſch im Waſſer : Vogel in der Luft. Jede Kraft in der hat von Gott ihr eigenes Geſetz empfangen; ſo auch der menſchliche Geiſt ein eigenes, s weder das Geſetz des Thiers, noch der e, noch des Steines iſt.

Gemäßheit dieſer eigenthümlichen Geſetze, nun alle erſchaffenen Weſen auf einander. :rbinden und trennen, ſuchen und fliehen ſich, ſich an und verdrängen ſich. So entſteht endliche Leben und Regen im Weltall. Das en der Kräfte untereinander iſt das Leben Zeltalls. Weil aber die Kräfte, aus denen Zeltall zuſammengeſetzt iſt, nicht anders wir- men, als es die ihnen von Gott gegebenen ngskreiſe und Geſetze geſtatten, ſo ſind alle andlungen nur nothwendige Folgen ſolcher :. Und wie die Kräfte durch Gottes Willen ngen, ſah der ewige, hohe Baumeiſter der 1 auch alle ihre Wirkungen voraus. Das e ewige Vorherbeſtimmung deſſen, :ſchehen ſollte. Doch Gott, indem er von inn das Daſeyn der Welt beſchloß, beſchloß e in ſeiner unendlichen Weisheit. Da-)irkte das Streiten der Kräfte keine Ver- g des Ganzen, ſondern ein Befördern aller; Sichſelbſtzerſtörung, ſondern ein hohes, rvolles Leben des Ganzen, wo eines dem

andern

andern dienen, und was da dient, unter andern Verhältnißen zugleich das andere beherrſchen muß. Das war, das iſt, das wird ſeyn, die ewige Weltordnung, in welcher ſich die Sterne und Sonnenſtäubchen bewegen; die Gräſer und Mooſe, wie ganze Nationen, aufblühen und untergehen. Doch Gott, als er in ſeiner unendlichen Vollkommenheit die Weltordnung ſchuf, ſchuf ſie zu unendlich erhabenen Zwecken; er ſchuf ſie in der Fülle ſeiner Liebe. Er, die höchſte Güte, wollte die Beſeligung des Ganzen, das Glück derjenigen Kräfte, welche eines Gefühls vom Glück fähig gemacht waren. Darum iſt im Weltganzen durch die göttliche Vatermilde ſelbſt für die Freude des kleinſten Wurms geſorgt, und dem menſchlichen Geiſte verlieh er noch höhere *Seligkeit*. Allein der Wurm verliert die Freude und empfindet Schmerz, ſobald er die Geſetze ſeiner Natur verletzt. Eben ſo auch der menſchliche Geiſt die Seligkeiten, die ihm beſtimmt ſind, wenn er ſeine Geſetze unerfüllt läßt. Sein Geſetz aber iſt vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt; folglich ſeine erhabnere Stellung zu behaupten, die ihm angewieſen ward, um über die untern Kräfte zu herrſchen, nicht aber ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen. Es ſoll der Geiſt die thieriſchen Kräfte, welche in ſeinem Körper wohnen, beherrſchen; unreine Begierden unterdrücken; nur auf Gott emporblicken, und die Geiſterwelt, deren Genoſſe er iſt. Sein Geſetz iſt das

Gewiſſen, iſt die Sehnſucht nach Vollkommenheit, t der Abſcheu gegen das Böſe, iſt der unzerſtör- are Trieb zur Freiheit. Läßt er ſich im Streit iit ſeiner thieriſchen und pflanzenhaften Natur von ieſer unterjochen: ſo wird er ſich ſelbſt verächtlich nd elend. Denn Alles iſt in der Weltordnung ine Verkettung nothwendiger Folgen. Die Sün- e und das Unvollkommene gebiert den Schmerz.

§. 15.

Der Menſch iſt alſo nicht zum Verderben, icht zur Sünde vorherbeſtimmt, ſondern zur Se- igkeit und Vollendung. Durch Feſtigkeit ſeines Willens kann er dieſe Selbſtvollendung in allen Verhältniſſen ſeines Lebens erreichen. Er kann oraus wiſſen, daß, wo er Traurigkeit und Schmerzen fühlt, irgend etwas an ihm ſey, das och nicht iſt was und wie es ſeyn ſoll. Der Schmerz und das Uebel ſelbſt wird ſein Wegwei- er zur Seligkeit. Das iſt ſein Verhängniß! – Welche Schickſale uns alſo treffen mögen — oir ſind unabhängig von ihnen, inſofern wir uns elbſt ſind, was wir ſeyn ſollen. Schon im hohen llterthum bemerkten die einzelnen Weiſen, welche amals lebten und lehrten, ſo wie ganze Völker, n Lauf der Dinge die Gewalt der Verhängniße. Vor dieſer Gewalt erzitterten alle Herzen. Die Weltweisheit der Heiden ſuchte ſich das furchtbare Räthſel zu löſen. Man nannte dieſe ewige, uner- ittliche Gewalt, der Alles unterworfen ſey, der

nichts widerſtreben könne: das blinde Schi
Von ihm empfieng der Wurm, wie der erh
Menſch und die Nationen ihr Loos. Ja,
alle Gottheiten, mit welchen die Einbildung
der Sterblichen Himmel und Erde bevölkert
waren, ſo glaubte man, dieſem ewigen We
unterworfen. Auch der mächtigſte der (
konnte ſich nicht darüber emporſchwingen.
Glaube an das weltgebietende Schickſal,
unter denjenigen Menſchen nothwendig ſeyn,
noch keinen ſtrengen Unterſchied zwiſchen G
und Körperwelt machten, ſondern in ihrem G
eng und innig mit dem Irdiſchen verbunden n
daß alles, was ihren Leib betraf, auch zugleic
ihres Geiſtes wurde. Ihre höchſten Güter
ten im Irdiſchen — Schönheit, Macht, Reich
Ehre. Da ſie alſo nur für dieſe Dinge l
und keine höhere Bedeutung des Lebens ka
ſtieg und ſank der ganze Werth ihres Daſei
gleichem Verhältniß, wie ſie von jenen G
mehr oder weniger erreichten. Das Sch
welches ihnen jenes raubte, konnte ihnen alſo
entreißen. Wenige hatten die Ahnung, d
noch ein höheres Gut gebe, welches ſelbſt d
waltigſte Schickſal dem Sterblichen nicht
ſeinen Willen nehmen könne. Die es aber t
erregten ſchon damals durch den Heldenſinn
Tugend, das Erſtaunen und die Ehrfurc
Welt; ja, man war geneigt, ſie ſelbſt unter die G
zu verſetzen. Ein anderes iſt es im Chriſte

als im Heidenthum. Jeſus führte das menſchliche Geſchlecht von den Irrthümern der Einbildungskraft und des Verſtandes auf die Straße der ewigen Wahrheit zurück. Er offenbarte uns den einigen Gott, als das vollkommenſte aller Weſen, und als den Vater der Geiſter, welchen wir, nicht mit Opfern und irdiſchen Dingen, ſondern im Geiſt verehren ſollen. Er offenbarte uns, daß die Beſtimmungen der Menſchheit nicht zwiſchen Wiege und Grab eingebannt lägen, ſondern ließ den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit dringen. Er lehrte das Leben auf Erden gering achten; nicht hier ſey der Schauplatz unſeres Glückes; ſondern im Hauſe meines Vaters, ſprach er, ſind noch viele Wohnungen! Er lehrte die Gränzlinie zwiſchen dem Werth des Irdiſchen und des Himmliſchen oder Geiſtigen. So ihr Nahrung und Kleider habt, ſprach er, ſo laſſet euch genügen. Trachtet am meiſten nach dem Reiche Gottes. Ihr ſollt vollkommen werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt. Denn was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und Schaden litte an ſeiner Seele? Er lehrte die Oberherrſchaft des Geiſtes über den Leib, den unendlichen Vorzug und die Majeſtät des Geiſtes über alles Erdengut kennen. Er ſelbſt bewies in ſeinem Leben, wie der Menſch höher als jedes Schickſal ſtehen könne, und unantaſtbar von demſelben. Er bewies, daß die Verhängniße zwar unſere irdiſchen Verhältniße angreifen kön-

nen,

nen, aber daß ſie nicht vermögend ſind, unſere innere Ruhe, die Seligkeit unſeres Geiſtes zu zerſtören. Das Verhängniß oder Schickſal iſt alſo bloß das göttliche Geſetz, dem die Körperwelt unterworfen iſt. Geſundheit oder Krankheit des Leibes, Leben oder Tod deſſelben, Verbeſſerung oder Verſchlechterung unſerer Glücksumſtände, Zunahme oder Abnahme unſeres Anſehens, unſeres Einfluſſes, unſerer Gewaltsmittel, Aufblühen oder Untergang der Nationen, Sieg oder Verluſt auf Schlachtfeldern — alles dies, und alles, was irdiſch iſt, unterliegt dem Geſetz des Irdiſchen, dem Verhängniß.

Geiſter aber ſind einem ganz andern Geſetz unterworfen. Sie theilen die Schickſale des Irdiſchen nicht. Ihr Weſen iſt Freiheit, ihr Geſetz die Tugend, ihr Ziel die Gottähnlichkeit. Das Schickſal des Irdiſchen bewährt ſie nur, inſofern ſie mit dem Irdiſchen verknüpft ſind. Je weniger ſie ſich ſelbſt gehören, je mehr ſie ſich erdwärts neigen, ſich mit dem Irdiſchen vermiſchen, das Irdiſche lieben, deſto mehr ſind ſie auch dem Verhängniß unterthan. Wer ſich unter fremde Herrſchaft begiebt, muß deſſen Geſetz dulden. Wer auf eigene Hoheit und Freiheit Verzicht leiſtet, muß die Behandlung des Knechts annehmen. Darum iſt nur der, welcher ſein Heil von Auſſendingen erwartet, unglücklich; darum iſt nur der Nachfolger Jeſu, der wahrhafte Weiſe, glücklich. Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge, ſelbſt

die

die ſcheinbar ſchrecklichſten Schickſale, zum Beſten dienen. Römer 8, 28. Geiſter ſind einem ganz andern Geſetz unterworfen, als das Irdiſche; darum wird ihnen weh, wenn ſie ſich unter fremde Herrſchaft begeben. Sie ſind abgefallen von ihrer Würde, von ihrem Beruf, ſie mochten nicht erhabene Geiſter, ſondern erhabene Thiere ſeyn. Aber Gott liebt ſie noch. Das Schickſal wird ihre Zuchtruthe, und treibt ſie zurück zur Selbſterkenntniß, zur Ergreifung des Beſſern. Und durch den Mund furchtbarer Verhängniße ſpricht Gottes Stimme zu ihnen: Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, und eure Wege ſind nicht meine Wege. Sondern, ſo viel der Himmel höher iſt denn die Erde, ſo ſind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken. Jeſaias 55, 8. 9. Zwar können wir den Verband mit dem Irdiſchen nicht ganz aufheben. Wir ſtehen als Geiſter auf einer ſo niedrigen Stufe, daß wir mit den geringern Weſen des Weltalls in unmittelbarer, enger Berührung leben müſſen. Aber es liegt an uns, höhere Weſen zu ſeyn oder zu werden, darum erſchien Jeſus Meßias. Er kam, uns zu erlöſen von den Banden der Finſterniß und der Macht des Todes die im Irdiſchen wohnt. Er kam, uns unſere verlorne Freiheit wieder zu erobern. Aber ſein Erlöſerleben war für denjenigen umſonſt, der ſich nicht ſelbſt verläugnen, nicht der Welt entſagen und leben kann, gerecht, unſchuldig, ohne Selbſtſucht,

wie er. Sein Erlöſertod war für denjenigen umſonſt, der nicht Geiſtesmuth und Erhabenheit genug hat, Gott mehr als den Menſchen zu gefallen, und ſterben zu können, wie er.

Wir können uns nicht vom Irdiſchen ganz ablöſen; aber wir ſollen uns nicht von der Liebe des Irdiſchen unterjochen laſſen, ſondern über demſelben in aller Freiheit beſtehen. Wir ſollen und müſſen Nahrung für unſern Leib ſuchen, aber durchaus keinen köſtlichen Werth auf das Kitzeln unſers Gaumens legen. Wir ſollen uns anſtändig kleiden, aber uns von keinem Wohlgefallen an äuſſerlicher Pracht überwinden laſſen, ſo daß wir minder glücklich wären, wenn wir nicht zierlich gekleidet einhergehen. Purpur, Sammet und Seide, ſind zuletzt von gleichem Stoff, wie der geringſte, mit dem man die Blöße ſeines Leichnams deckt. Wir ſollen arbeiten, unſere Vermögensumſtände zu verbeſſern ſuchen, damit wir deſto mehr Mittel für uns und die Unſrigen erhalten, unabhängig von den Launen anderer Menſchen zu ſeyn, und nützliche Dinge zur Beförderung öffentlicher Glückſeligkeit zu bewirken; aber in dem Mehrhaben ſollen wir nicht unſern Stolz, unſere ganze Luſt ſetzen, dann wird das Minderhaben auch nie unſere Schande und unſer gröſtes Leid ſeyn. Wir ſollen Achtung und Einfluß nicht verſchmähen; aber keine Achtung, keinen Einfluß ſuchen, als durch unſer Verdienſt und unſere Tugend. Denn nur inſofern das öffentliche Anſehen des Menſchen

zugleich

zugleich vom öffentlichen Zutrauen begleitet und aus ihm entſprungen iſt, kann es ein Mittel werden, unzähliges Gute zu ſtiften. Aber nach Anſehen dürſten, um Anſehen zu haben; herrſchen wollen, um der Herrſcher zu ſeyn, heißt die Laufbahn ſchon für das Ziel halten, das Mittel zum Zweck, das Werkzeug zum Werk ſelbſt machen. In den Verhältnißen des gemeinen Lebens hoch oder niedrig ſtehen, Rang und Titel haben, oder keinen, das iſt dem unſterblichen Geiſte gleich, der da weiß, wie die wahre Würde nicht auſſer ihm, ſondern in ihm wohnt; wie nicht das, was Menſchenhände geben, ſondern der Werth, welchen der Geiſt ſich ſelber giebt, unvertilgbar iſt.

§. 16.

Wir können, wir ſollen die Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens nicht fliehen. Sie ſind eine Erquickung unſeres ganzen Weſens. Aber wir ſollen uns nicht mit ſolcher Begierde an ſie hangen, daß wenn ſie untergehen, wir mit ihnen untergehen müſſen. Wir ſollen unſere Geliebten, unſere Freunde und Freundinnen, unſre Eltern, unſre Kinder, mit jener Zärtlichkeit lieben, die das Bedürfniß zarter Seelen iſt. Allein wir ſollen auch nie vergeſſen, daß es nicht ihr Leib iſt, den wir lieben — er wird veralten, abſterben — ſondern ihr Geiſt. Wir ſollen uns ſtets vergegenwärtigen, daß eine Stunde ſchlagen wird und ſchlagen muß, da das, über alles Irdiſche gebie-

tende Schickſal, uns von einander ſcheidet, nicht den Geiſt vom Geiſt, ſondern nur den Leib vom Leib. Wer ſein höchſtes Glück in dem Odemzug eines Sterblichen gründet, hat es am gefährlichſten gegründet. Wer nicht das Weltall als ſein göttliches Vaterhaus, den Geiſt nicht als den Gegenſtand ſeiner Liebe, Unſterblichkeit nicht als die Bürgſchaft ſeines Glückes anſehen kann, der ſoll nicht mit Zärtlichkeit lieben, wenn er nicht ſein Elend liebt, und der Raub ſchwerer Verhängniße werden will. Denn was er liebt, muß Staub und Aſche werden. Unſere Geliebten können dahin ſterben, aber wir ſind nur dann erſt durch ſolchen Verluſt unglücklich, wenn wir vergeſſen, daß wir und ſie Mitglieder des Geiſterreichs ſind; daß wir ſie als Geiſter nicht verlieren können; daß wir uns durch nichts Vergängliches in dem Grade feſſeln laſſen ſollen, als wäre es unvergänglich.

Der Tod des Leibes war eine nothwendige Folge des Irdiſchen; unſer Schmerz iſt nothwendige Folge zu großer Anhänglichkeit am Irdiſchen. Das iſt Verhängniß; A b e r a l l e V e r h ä n g n i ß e G o t t e s ſ i n d w o h l t h ä t i g; ſie ſtärken unſere Kraft, ſie locken durch Milde, oder treiben durch furchtbaren Ernſt den Geiſt empor vom Hinfälligen und Irdiſchen, zur Erkenntniß und Liebe des Unvergänglichen, vom Thieriſchen empor zu dem, was unſere eigentliche Würde iſt, zum Geiſtigen. Kriege und Schlachten, Hunger und Elend, Krankheiten, Raub und Brand, ſind

Verhängniße.

erhängniße. Was beſagen ſie? Nichts, als
ergang alles Vergänglichen. Sie weiſen uns
das Bleibende, Ewige hin, auf das Glück,
ches nur in unſerm Innern gedeiht. Dein
mmer über die Unfälle, lag er im Rathſchluß
Verhängnißes? Ja, weil er eine nothwendige
lge deiner eigenen Unvollkommenheit war. Die
elenruhe des Weiſen in allem Unglück — ſie iſt
eben ſo nothwendige Wirkung ſeiner Geiſtes-
ße und ſiegenden Kraft. Je tugendhafter und
ſelbſt angehörender der menſchliche Geiſt iſt, je
ıbhängiger iſt er von allen Verhängnißen. Je
iger unſer Inneres iſt, je näher ſtehen wir
tt; je näher Gott, je entrückter ſind wir der
walt der Verhängniße. So löſen ſich die
iderſprüche in herrlichen Einklang auf; aus dem
ınkel wird Licht. Alles muß zu unſerm Beſten
ıen, Alles für uns ſeyn, weil Gott für uns iſt.
e Verhängniße des Herrn ſind weiſe, ſind ge-
ıt, ſind gütig. Sie erſcheinen nicht um uns zu
lenloſen Sklaven zu machen, ſondern unſerm
iſt die Freiheit zu geben; ſie erſcheinen und er-
ifen ihn, um ihn über alle Verhängniße zu er-
en. Alle Verhängniße Gottes ſind ewig und
ermeidlich, aber ſie ſind die Beſtimmungen der
igen Liebe, ſie ſind der Beſchluß der un-
ſchränkten Weisheit zur Seligkeit des
ſammten Weltalls! — O, welch eine
fe des Reichthums, beides, der Weisheit und
enntniß Gottes! Wie unbegreiflich ſind ſeine
richte, und wie unerforſchlich ſeine Wege!

Als Gott der Herr den Menſchen ſchuf:
  Schuf Er ihn ſich zum Bilde;
Gottähnlichkeit ſollt' ſein Beruf
  Seyn, in der Tugend Milde.
Er gab ihm Kräfte mancher Art,
  Schenkt ihm den freyen Willen,
Damit er frei, nach Gottes Art
  Das Gute könnt' erfüllen! —

Die Allmachtskraft, die unumſchränkt
  Die Erden, Sonn' und Sterne
Ins Daſeyn rief, und ewig lenkt
  In uferloſer Ferne:
Begrub der Freiheit Hochgefühl
  Tief in des Menſchen Seele,
Auf daß er in des Staubs Gewühl
  Von ſelbſt das Beſte wähle.

Der Pflanzen, Thiere, große Schaar
  Begabt' der Herr mit Leben,
Auch dieſer beiden Leben war
  Dem Menſchen zugegeben.
Allein ein Leben höh'rer Art,
  Hoch über Thier und Pflanze,
Ward noch dem Menſchen zugepaart:
  Der Geiſt vom Gottesglanze.

Beherrſche du mir die Natur,
  Sprach Gott zu ſeinem Werke!
Beherrſch' das Meer, den Wald, die Flur,
  Mit deines Geiſtes Stärke.
Jedoch vergeß' dich ſelber nie
  Zuerſt zu überwinden;
Dann erſt wirſt du das Glück allhie
  Die ſel'ge Freiheit finden! —

Und dieſe Freiheit find'ſt du nur
Im Tiefſten deines Herzen:
Folgſt du der Tugend hoher Spur,
Trotz Elend, Unglück, Schmerzen;
Denn Tugend nur, führt dich zu Gott,
Zurück zu deiner Quelle.
Fern von ihm ſeyn: iſt Seelen-Tod.
Fern von ihm: Geiſterhölle.

Des Himmels hehre Seligkeit
Und hohes Gott-Vertrauen,
Beglückt ein Herz, das Reinigkeit
Geweihet Gott zu ſchauen.
Denn, wie das Gleiche der Natur,
Sich nur dem Gleichen einet:
So nähert ſich der Gottheit nur
Was Tugend iſt: nicht ſcheinet.

Je mehr der Geiſt ſich ähnlich macht
Dem Urquell aller Weſen,
Je mehr beſiegt er ſtets die Macht,
Der Finſterniß des Böſen.
Und wie der Schöpfung großes All
Erſchaffen ward durch Liebe:
So wird der Gottheit Wiederhall
Im Menſchen kund durch Liebe.

Und Liebe — ew'ge Liebe nur!
Heißt auch das große Weſen —
Heißt auch der Schöpfer der Natur,
Der uns zur Lieb erleſen.
Als einſt das große Allmachtswort,
Er ſprach: — Das Weltall werde!
Entſprangen tauſend Sonnen dort
Und hier auch unſ're Erde.

Und was das gold'ne Strahlenmeer
Die Sonnen dort verkünden,
Iſt Lieb! — im Herzen können wir
Dafür die Bürgſchaft finden.
Allein der Liebe Herrlichkeit —
Ward uns erſt kund durch Jenen,
Der für der Menſchheit Seligkeit
Sich martern ließ und höhnen.

Er kam von einer höhern Welt,
Die Lieb' uns zu erklären —
Erleuchtete der Wahrheit Feld —
Und zeigt uns was wir wären.
Und ſeiner Lehre Ewigkeit
Beſiegelt er durch Tugend,
Der er ſein ganzes Herz geweiht
Von ſeiner frühſten Jugend.

Gott iſt ein Geiſt von reiner Lieb',
Willſt du (ſprach er) ihm nahen,
So mußt du erſt durch Geiſtestrieb
Dazu die Weih' empfahen. —
Nicht Formeln, Wortgepräng und Schein,
Was hier die Menſchen blendet;
Ein Herz durch Lieb' und Tugend rein,
Iſt, wozu Gott ſich wendet. —

Drum willſt du, Menſch, das höchſte Glück
Der Geiſterwelt empfinden? —
So mußt du tief, mit Geiſtesblick
Das Chriſtenthum ergründen.
Und wenn ſich dann der tiefe Sinn
Des Heil'gen dir entfaltet:
Dann ſchwing dich auf zu Jenem hin,
Der ewig iſt und waltet!!!